

Dr. Helmut Barz
Männersache.
Kritischer Beifall für den Feminismus



opus magnum 2003
Alle Rechte bei Helmut Barz

Erstmals erschienen: Kreuz Verlag AG Zürich 1984

Daten zum Verfasser

Dr. Helmut Barz, geb. 1931 in Hamburg

Dr. med., Facharzt für Psychiatrie und Neurologie

Psychiatrisch-psychotherapeutische Praxis in Zumikon bei Zürich

Dozent und Lehranalytiker am C. G. Jung-Institut in Zürich

Verheiratet mit Ellynor Barz, vier Kinder

Leiter des "Institut für Psychodrama auf der Grundlage der Jungschen Psychologie"

Zahlreiche Publikationen und rege Vortragstätigkeit

Veröffentlichungen bei opus magnum:

Vom Wesen der Seele - opus magnum 2003

Männersache. Kritischer Beifall für den Feminismus - opus magnum 2003

Die zwei Gesichter der Wirklichkeit. Oder auf der Suche nach den Göttern opus magnum 2003

Selbst-Erfahrung. Tiefenpsychologie und christlicher Glaube - opus magnum 2003

Stichwort Selbstverwirklichung – opus magnum 2004

Blaubart: Wenn einer vernichtet, was er liebt opus magnum 2004

Inhalt

Daten zum Verfasser.....	2
Sind Frauen so?.....	4
So sind Männer!.....	12
Weiblich und Männlich	19
Sexualität und Eros	32
Mutter und Kind	47
Töchter, Söhne, Mütter, Väter. Mensch und Gottesbild.....	56
Feminismus und Jungsche Psychologie. Versuch einer weiterführenden Synthese.....	73
Anmerkungen	91

Sind Frauen so?

{1} Man ist ... Da fangen die Schwierigkeiten schon an - aber ich meine jetzt wirklich: Man ist als Mann vorsichtig geworden, sich über Frauen zu äußern. Vor einigen Jahren hätte ich nur die nötigen Einschränkungen gemacht: dass Aussagen über »die« Frauen natürlich Verallgemeinerungen seien und deswegen auf keine einzige Frau voll zutreffen; weiter: dass ich als Mann selbstverständlich nur von außen wisse, wie Frauen sind; und endlich: dass ich mir bewusst sei, auch aus den männlichen Pauschalurteilen immer wieder eine ganz subjektive Auswahl zu treffen. Solche Vorsichtsmaßnahmen vorausgeschickt, hätte ich dann aber doch wohl ganz unbefangen meine Gedanken über Frauen aufgeschrieben - ohne Hintergedanken, ohne Skrupel, ohne Rechtfertigung.

{2} Heute ist das anders. Ich habe etliche Bücher von Frauen über Frauen gelesen, und diese Lektüre ist zu gleicher Zeit der Antrieb wie auch ein Hemmnis meines jetzigen Schreibens. Muss nicht ein Mann, der das alles liest, sich dazu äußern? Aber darf er es denn? Darf er sich einmischen in ein schwebendes Verfahren, in dem er selbst auf der Seite der Angeklagten sitzt? Und was will ich denn? Will ich, indem ich über Frauen schreibe, mich selbst und die Männer verteidigen? Das kann ich nicht. Oder will ich versuchen, die Anklagen der Feministinnen gegen das Patriarchat zu widerlegen? Diesen Versuch hielte ich für unsinnig. Ich glaube auch nicht, dass mich männlicher Chauvinismus zum Spott oder männliche Überheblichkeit zur herablassenden Belehrung treiben - nein, ich will einfach nur antworten auf all die Klagen und Anklagen, die doch auch Anrufe sind, zwar nicht an Männer gerichtet, sondern meistens an »Menschen« - aber auch Männer sind eben Menschen.

{3} Ich will also reagieren, antworten aus meiner individuellen Betroffenheit als männlicher Mensch auf die im wesentlichen von Frauen dargestellte Erkenntnis, dass die Geschichte der Menschheit seit einigen tausend Jahren auch eine Geschichte der Unterdrückung der Frauen durch die Männer ist, wobei es mir nicht um die Frage der historischen Richtigkeit dieser Feststellung geht, sondern um die Tatsache, dass man, vor allem aber, dass Frauen die Geschichte so sehen müssen, um die gegenwärtige Lage der Frauen zu verstehen und sie zu verändern. In der Sicht vieler feministischer Autorinnen, der ich mich - wenn auch mit einigem Zögern - anschließen muss, sind alle Männer Unterdrücker und Ausbeuter aller Frauen, und zwar nicht unbedingt weil sie es so wollen, sondern weil beide, sowohl Männer als auch Frauen, auf das kollektive Muster vom unterdrückenden Mann und der unterdrückten Frau dermaßen eingespielt sind, dass sie auch gegen ihren Willen diesem Schema folgen müssen.

{4} Nun nehme ich zwar für mich in Anspruch, zu denjenigen Männern zu gehören, die die Frauen gegen bessere Absicht unterdrücken; gleichwohl muss ich mir eingestehen, dass ich - und zwar recht gern - von den Vorteilen, die die Männer aus dieser Rollenverteilung beziehen, Gebrauch mache. (Zum Beispiel, indem ich hier in Ruhe sitze und schreibe, während meine Frau im Garten Äpfel pflückt.)

{5} Also doch schlechtes Gewissen und der Versuch, es schreibend zu beschwichtigen? Schlechtes Gewissen mag mit im Spiel sein, aber erstens ist es nicht mein Hauptimpuls, und zweitens werde ich nicht versuchen, es zu beruhigen.

{6} Mein stärkster Impuls zu dieser Arbeit besteht in der Überzeugung, dass die Sache der Frauenbewegung ebenso eine Sache der Männer ist - oder doch sein müsste; und ich würde ein schlechtes Gewissen nicht nur vor den Frauen, sondern auch vor den Männern haben, wenn ich nicht versuchen wollte, diese Überzeugung darzustellen. Dazu muss ich allerdings ziemlich weit ausholen und so waghalsige Unternehmungen riskieren wie die zu sagen, was nach meinem Verständnis eine Frau und was ein Mann sei; ja mehr noch: Ich werde begründen müssen, wieso ich »das Weibliche« von der Frau und »das Männliche« vom Manne unterscheide.

{7} Zuvor scheint es mir aber geboten, jene Informationen, die im sonderbaren Gegensatz zu ihrer Wichtigkeit sonst höchstens auf den Klappentexten der Bücher erscheinen, gleich mit in das Buch hineinzunehmen; ich meine: einige Angaben zu meiner Person und zu meinem beruflichen Hintergrund. Der Leser oder die Leserin sollen gerade bei diesem Thema wissen, mit wem sie es hier zu tun haben, und ich möchte ausdrücklich das Recht in Anspruch nehmen, als Helmut Barz und nicht als »Verf.« meine Meinung zu sagen.

{8} Also: Ich wurde vor ziemlich genau fünfzig Jahren in Hamburg geboren, wo ich mit drei Schwestern aufwuchs. Seit vierundzwanzig Jahren bin ich verheiratet und habe mit meiner Frau vier Kinder (eine Tochter und drei Söhne) . Ich habe Medizin studiert und mehrere Jahre lang in neurologischen und psychiatrischen Kliniken gearbeitet. Seit achtzehn Jahren lebe ich mit meiner Familie bei Zürich, wo ich am C. G. Jung Institut zuerst studierte und dann Dozent und Lehranalytiker wurde. Auf der Grundlage der Jungschen Psychologie führe ich seit fünfzehn Jahren eine eigene psychotherapeutische und psychiatrische Praxis. Im Rahmen meiner Ausbildung habe ich mich einer ausführlichen Analyse unterzogen - zum Glück bei so weisen Analytikern, dass ich nie aufgehört habe, mir ein Rätsel zu sein. Auch habe ich weder meinen christlichen Glauben, der sich zwar vielfältig gewandelt hat, noch jene vorpsychologische Einfalt verloren, die mich noch heute sagen lässt, dass ich meine Frau und unsere Kinder, meine Eltern und Schwestern und einige Freunde liebe. Durch meinen Beruf habe ich viele Menschen (übrigens wie immer in der analytischen Praxis: deutlich mehr Frauen als Männer) sehr genau kennen gelernt, und zwar Menschen aus verschiedenen Ländern und aus verschiedenen sozialen Schichten.

{9} Die Analytische Psychologie C. G. Jungs bewährt sich mir tagtäglich in meinem Leben und in meiner Praxis; ich halte sie für die umfassendste und zukunftsträchtigste aller mir bekannten psychologischen Schulen, sehe aber in ihr - ganz im Sinne ihres Begründers - kein geschlossenes System und keine endgültige »Wahrheit«. Sie ist weder eine Religion noch deren Ersatz, vermag aber die Offenheit für religiöse Erfahrung zu wecken. Zu nahezu allen uns gegenwärtig bedrängenden Fragen hat die Jungsche Psychologie ganz wesentliche und noch nicht annähernd ausgeschöpfte Klärungen und Hilfen anzubieten - nicht zuletzt zur Frage der Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Ich habe zu dieser Frage keine eigenen Entdeckungen anzubieten, sondern lediglich Bestätigungen der von Jung gelegten Fundamente aus meiner eigenen Erfahrung.

{10} Damit bin ich wieder beim Thema. In diesem ersten Kapitel will ich aber nur die Frage zu beantworten versuchen, wie denn eigentlich die Frauen sind. Die Antwort soll in drei Schritten erfolgen: Zunächst zeichne ich das Bild der Frau nach, wie es sich heute dem von Psychologie oder Frauenbewegung unbeschwerten Mitteleuropäer darstellt - ein Bild, an dem nicht alles falsch sein kann! Sodann werde ich referieren, was mir an einigermaßen objektiven Erkenntnissen über das spezifische Wesen der Frau bekannt ist - das wird nicht sehr viel sein - und schließlich werde ich mein eigenes - vorläufiges! - Frauenbild preisgeben, das nicht viel mehr ist als eine Mischung von Elementen der beiden vorangegangenen.

{11} Nach landläufiger Auffassung, wie sie sich sowohl bei Männern als auch bei Frauen findet, sind Frauen vor allem gefühlvoller als Männer. Und zwar fühlen sie nicht nur tiefer und differenzierter, sondern auch quantitativ mehr. Oft sind sie ihren Gefühlen ausgeliefert, sodass sie sentimental oder überschwänglich werden. Sie neigen dazu, alles gefühlsmäßig zu erfassen, weswegen es ihnen schwer fällt, objektiv zu sein. Einerseits genießen sie ihr intensives Gefühlsleben, andererseits sind sie aber auch seinen Schwankungen stark unterworfen. Die Tatsache, dass Frauen mehr als doppelt so häufig wie Männer an schweren Depressionen erkranken, ist weithin bekannt.

{12} Nicht so deutlich ausgesprochen, aber doch stillschweigend überliefert wird die Überzeugung, dass Frauen durchschnittlich weniger intelligent sind als Männer. Besonders in diesem Zusammenhang werden zwar sogleich rühmliche Ausnahmen zitiert, unter denen sich die Madame Curie großer Beliebtheit erfreut, aber im ganzen ... Frauen können nicht nur weniger gut denken, sie tun es auch weniger gern. Sie haben zwar mitunter »Mutterwitz«, aber was ihnen fehlt, das ist »die Logik«. An exakten Zusammenhängen und präzisen Tätigkeiten sind sie wenig interessiert, dafür sind ihr Sinn für Atmosphärisches und ihr Einfühlungsvermögen umso besser ausgeprägt. Sie haben einen ausgesprochenen Schönheitssinn, den sie nicht nur in ihrer eigenen Aufmachung zur Schau stellen, sondern auch ihrer Umgebung wohltuend mitzuteilen vermögen. Schönheit, Harmonie, Ausgeglichenheit sind ihnen Bedürfnisse. Sie sind mehr für das friedliche Miteinander als für die aggressive Auseinandersetzung geschaffen. - Auch an diesem Punkt werden Ausnahmen immer wieder amüsiert eingeräumt.

{13} In der Liebe sind sie hingebungsvoll und treu. Sie möchten einen Mann lieben und von einem Mann geliebt werden - von den übrigen höchstens bewundert. Für diesen einen alles zu tun und sich durch ihn liebevoll bestätigt zu finden ist ein Teil ihres fraulichen Strebens.

{14} Die Vollendung ihrer weiblichen Berufung finden sie dann schließlich in der Mutterschaft. Der Wunsch, Mutter zu werden und Kinder aufzuziehen, ist die stärkste Kraft in ihrer Natur. Nach Leib und Seele sind sie ganz auf diese höchste Bestimmung gerichtet, und letztlich ist ihr Wesen nur von hierher zu verstehen. Das gilt vor allem auch für ihre Beziehung zur Sexualität. Sexualität ist für sie immer Ausdruck des hebenden Gefühls - also vielmehr etwas Seelisches als eine rein körperliche Lustempfindung -, und Sexualität bedeutet ihnen immer: die Möglichkeit von, ja die Hoffnung auf die Empfängnis. Damit ist die Liebe der Frau immer ganzheitlich, elementar, absolut. Sie ist weder nur sinnlich noch nur geistig, wie es beim Mann oft vorkommt, sondern immer Ausdruck der ganzen lebendigen weiblichen Natur.

{15} Von daher ist es schließlich verständlich, dass die Frau sich der Natur, dem Leben und der Materie mehr verbunden fühlt als dem rein Geistigen. Zwar gab es immer auch geistig und künstlerisch tätige Frauen, aber die eigentliche schöpferische Kraft der Frau liegt in ihrer Fähigkeit zu gebären, und ihr eigentliches Werk sind das Kind und die Familie.

{16} Ich gebe zu, dass das streckenweise wie eine Parodie tönt, und doch bin ich überzeugt, dass eine sehr große Mehrheit von Männern und Frauen dieser Beschreibung zustimmen würde. Allerdings nehme ich hoffnungsvoll an, dass sich in jüngeren Generationen ihr Prozentsatz verkleinert.

{17} Stellen wir nun diesem volkstümlichen Gemälde gegenüber, was eine heutige Wissenschaft, nämlich die experimentelle Sozialpsychologie, über die spezifischen Eigenschaften der Frau zu berichten hat.

{18} Dabei muss ich vorausschicken, dass mich diejenigen Wissenschaftler überzeugen, die eine Vererbung nicht nur körperlicher Merkmale, sondern auch seelischer Anlagen und Entwicklungsmöglichkeiten für erwiesen halten. Ohne die enorme Bedeutung der Umwelteinflüsse, bzw. des »sozialen Lernens«, zu unterschätzen oder schmälern zu wollen, weisen sie doch darauf hin, dass das Menschenkind nicht als unbeschriebenes Blatt zur Welt kommt, sondern dass es in seinem Erbmaterial neben der Fülle körperlicher Eigenschaften und Entwicklungsprogramme auch solche mitbekommen hat, die sich auf sein Verhalten, sein Erleben, seine Reaktionen und seine Fähigkeiten auswirken - also mit anderen, etwas veralteten Worten: dass der Mensch auch seelisch sowohl von der Umwelt als auch von seiner Erbmasse geprägt wird. Dabei wird nie geleugnet, dass der Nachweis ererbter Anlagen im seelischen Bereich ungleich schwieriger und deswegen unsicherer ist als im körperlichen. Die Schwierigkeit im Einzelnen ist jedoch keine Widerlegung im Grundsätzlichen.

{19} Diese Vorbemerkung ist notwendig, weil es gerade in der feministischen Literatur Beispiele für die radikale Leugnung jeglicher Vererbungsmöglichkeiten im Seelischen gibt, was dann zu verblüffenden Thesen führt. Hören wir eine solche an: »Ausgehend von der These, dass die heute bestehenden psychischen und physiologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern (ausgenommen die direkt mit der Gebärd- und Zeugungsfunktion verbundenen biologischen Unterschiede) einzig Resultate der herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse zwischen den Geschlechtern - der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung - sind, ... « (Anm. 1) Die Einschränkung in der Klammer hat immerhin etwas Beruhigendes. Im Ganzen aber dürfte diese These kaum haltbar sein, auch wenn sie mit einigen Hinweisen auf psychologische Untersuchungen gestützt wird.

{20} Ich glaube nicht, dass es der Frauenbewegung nützt, den Einheitsmenschen zu propagieren und sich selbst weiszumachen, es gäbe außer den primären Geschlechtsmerkmalen nichts, was Frauen ursprünglich von Männern unterscheidet. Bei solcher Selbstverstümmelung müssen dann wohl Aggression und Machtanspruch entstehen, wie sie in den beiden letzten Sätzen des zitierten Buches formuliert werden: »Die Durchgängigkeit der Frauenunterdrückung muss deutlich werden, damit wir Frauen sie gemeinsam bekämpfen und ein eigenständiger Machtfaktor werden können. Denn nur eigene Macht kann uns Frauen und Mädchen frei machen.« (Anm. 2)

{21} Wo es nicht um »Machtfaktoren« geht, sondern um den Versuch, sachlich zu erforschen, ob Mädchen und Jungen von Anfang an unterschiedliche Entwicklungsbereitschaften erkennen lassen, ergeben sich folgende bescheidene Resultate (ich referiere sie aufgrund seriöser Sachbücher, in denen die Originalarbeiten nachgewiesen werden; Anm. 3): Mädchen besitzen im allgemeinen eine höhere sprachliche Begabung als Jungen. Sie sind - nicht etwa nur auf verbaler Ebene, aber doch wohl im Zusammenhang mit ihren größeren verbalen Fähigkeiten - mehr auf Kommunikation als auf Aggression eingestellt. In diesem Sinne scheinen sie anpassungsbereiter und -fähiger zu sein. Sie ziehen es vor, in ganz kleinen Mädchengruppen oder gar nur mit einem anderen Mädchen zu spielen, und haben ein geringes Bedürfnis, Hierarchien oder Rangordnungen unter sich aufzustellen. Die Gegenstände ihrer Wahrnehmung isolieren sie nicht stark von der Umgebung, sondern nehmen sie in komplexen Zusammenhängen wahr. Sie reagieren deutlicher positiv auf das so genannte Kindchen- oder Babyschema, als es Knaben tun. Mädchen reifen sowohl körperlich als auch geistig zeitweilig schneller als Knaben. Sie sind weniger krankheitsanfällig. Ihre körperlichen Fähigkeiten beziehen sich mehr auf die Feinmotorik als auf Kraftleistungen.

{22} Diese wenigen Feststellungen sind die Ausbeute einer imponierenden Fülle von Untersuchungen über das geschlechtstypische Verhalten von Kindern und Jugendlichen. (Was dabei für die Knaben herauskommt, werden wir später hören.) Von diesen »weiblichen« Eigenschaften dürfen wir mit einiger Sicherheit annehmen, dass sie biologisch vorgegeben sind, das heißt also: dass ihre Grundlagen im Nerven- und/oder Hormonsystem verankert und durch Vererbung angeboren sind.

{23} Diese Aussage muss vor verschiedenen Missverständnissen geschützt werden. Wenn beispielsweise gesagt wird, dass Mädchen im Allgemeinen eine größere sprachliche Begabung zeigen als Knaben, so heißt das erstens nicht, dass dies für alle Mädchen zutrifft. Es gilt vielmehr nur für den Durchschnitt genügend großer Gruppen. Zweitens heißt es nicht, dass Knaben im Umgang mit der Sprache Tölpel seien. Sie sind nur im Durchschnitt etwas weniger (aber doch deutlich nachweisbar) lernfähig und gewandt im Verbalen. Schließlich - und das ist das Wichtigste - gilt für alle ererbten seelischen Qualitäten: Sie sind nicht als fixierte Gegebenheiten anzusehen, sondern als flexible Möglichkeiten. Wie stark diese Möglichkeiten sich entfalten, hängt weitgehend von den Einflüssen der Umwelt, also zum Beispiel von der Erziehung ab. Das gleiche Mädchen kann aus seiner Sprachbegabung viel, wenig oder gar nichts machen - je nachdem, wie es aufwächst. Aber seine Entwicklungsfähigkeit und seine Lernbereitschaft für alles Sprachliche (vom Wortgedächtnis über die Orthographie bis zum verbalen Ausdrucksvermögen) sind im Durchschnitt größer als beim Knaben.

{24} Oder stellen wir uns noch kurz dem heiklen Beispiel des »Kindchen-Schemas«. Dass Mädchen (und Frauen) auf die typischen kleinkindhaften Proportionen etwas stärker positiv reagieren als Knaben (und Männer) heißt eben nicht, dass nicht auch das männliche Geschlecht ererbte Reaktionsmuster besäße, die es zu »mütterlichen« Verhaltensweisen bewegen könnten. Es heißt nur, dass Mädchen und Frauen leichter und schneller das Baby, die Babypuppe oder das Stofftierchen süß finden und es verhätscheln möchten. Die Reaktionsbereitschaft auf das Kindchen-Schema und damit die ererbte Bereitschaft zum »Bemuttern« ist menschlich; sie ist lediglich beim weiblichen Menschen etwas ausgeprägter.

{25} Fügen wir zum Schluss noch an, welche als »typisch weiblich« geltenden Eigenschaften sich in sozialpsychologischen Untersuchungen nicht deutlicher bei Mädchen als bei Knaben finden lassen, von denen man also nicht annehmen darf, dass sie biologisch vorgeformte geschlechtstypische Qualitäten seien. Zuallererst: Mädchen sind nicht dümmer als Knaben. Sie sind auch nicht von vornherein ängstlicher oder schüchterner. Sie haben ursprünglich ein gleichstark ausgeprägtes Selbstwertgefühl wie Jungen, wenn auch aufgrund anderer Qualitäten: Während Jungen sich daran messen, ob sie körperlich stark und in der Gruppe mächtig sind, fühlen Mädchen sich eher durch ihre »soziale Kompetenz« bestätigt, das heißt durch ihre Fähigkeit, auf andere zu- und mit ihnen gut umgehen zu können. Größere Passivität kann man den Mädchen ebenso wenig nachsagen wie geringere Leistungsmotivation, wohl aber sind sie beständiger und ausdauernder als Knaben. Und schließlich trifft auch das wohl verbreitetste Vorurteil nicht zu: Die Überzeugung so vieler Schüler, Eltern und Lehrer, dass Mädchen für Mathematik unbegabt seien, ist zwar längst zu einer »Selffulfilling prophecy« (zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung) geworden, wie Janssen-Jurreit schreibt, sie lässt sich aber aufgrund sehr ausgedehnter Untersuchungen in keiner Weise aufrechterhalten.

{26} Mein dritter Schritt zur Beantwortung der Frage, wie Frauen seien, ist der schwierigste: Ich will die beiden bisher benutzten Krücken - öffentliche Meinung und wissenschaftliche Forschung - fahren lassen, um ungestützt und ungeschützt meine eigene Sicht vorzutragen, und zwar so subjektiv wie möglich. Dabei bin ich auf eine Verfahrensweise angewiesen, die ich beim heutigen Stand der Diskussion rechtfertigen muss. Ich kann nicht umhin, Frauen mit Männern und Männer mit Frauen zu vergleichen. Das heißt aber nicht, dass ich damit die Frauen böswillig in eine demütigende Position der »anderen« oder des »Deuxième Sexe« drängen will. Ich gehe nur von meiner Erfahrung aus, dass Frauen und Männer in einer schwer fassbaren, aber doch spürbaren Weise verschieden sind. (Ich würde es übrigens für ebenso verwunderlich wie betrüblich halten, wenn das nicht so wäre.)

{27} Wenn ich mich dann frage, wie denn nun Frauen seien, liegt es sehr nahe, ihr Wesen von dem mir etwas bekannteren männlichen abzuheben. Natürlich mache ich damit männliches Wesen zum Maßstab; aber doch nicht in einem wertenden Sinne, sondern lediglich deswegen, weil ich im Vergleich mit dem relativ Bekannteren das Unbekannte besser zu erfassen hoffe.

{28} Dass ich, wenn ich von Frauen spreche, an diejenigen denke, die ich kenne, ist selbstverständlich; das Resultat spricht, wie man sehen wird, für meinen Bekanntenkreis. Frauen leben, stärker als Männer, in der Bezogenheit auf andere Menschen. Das soll nicht gleich heißen, dass sie die stärker oder inniger Liebenden wären, sondern zunächst nur dieses: Bei ihnen steht das Bedürfnis nach Austausch mit anderen Menschen mehr im Vordergrund - unabhängig von der Frage, was da und in welcher Form es ausgetauscht wird. Ich meine auch nicht etwa, dass Frauen die Extravertierteren seien; nein, auch introvertierte Frauen haben das starke Verlangen, sich selbst in der Kommunikation mit anderen Menschen zu erfahren. Ohne die Auffassung zu teilen, dass Frauen ein reicheres oder tieferes Gefühlsleben hätten, meine ich doch zu bemerken, dass sie in allen Arten von Beziehungen ihren Gefühlen stärker Ausdruck verleihen als Männer. Sie können jedenfalls, wie es Männer oft neidisch feststellen, über ihre Gefühle »viel besser sprechen«, was ja nicht unbedingt ein Beweis für deren Intensität sein muss.

{29} Ihre starke Bezogenheit auf Menschen wirkt sich auf ihr Verhältnis zu Sachen und Ideen aus. Gegenüber Sachen und Sachverhalten (seien es nun etwa Autos oder Politik) können sie unter Umständen sachlicher sein als Männer, sofern sich nicht irgendwelche Assoziationen an Beziehungspersonen daran knüpfen. (Psychologisch ausgedrückt: Frauen projizieren eher auf Menschen als auf Dinge.) Mit ideellen Werten vermögen sie sich oft leidenschaftlicher zu identifizieren als Männer - vorausgesetzt, dass sie zu der Person, die die Idee hervorbrachte oder vermittelte, eine positive Beziehung spüren.

{30} Kommunikationsbedürfnis und Beziehungsfähigkeit sind zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche. Zu den sich daraus ergebenden Stärken gehört das bessere Einfühlungsvermögen oder, anders gesagt, die größere psychologische Begabung der Frau. Ich staune immer wieder, wie viel leichter und schneller Frauen, die in die Analyse kommen, den Zugang zum tiefenpsychologischen Denken finden; sie sind anscheinend in der Seele viel mehr zu Hause als Männer. (Hat es nicht auch von hierher gesehen durchaus seine Berechtigung, wenn sie im Rahmen der vielzitierten Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern als Spezialistinnen für die Kindererziehung angesehen werden?)

{31} Die Frau, die ihrem Beziehungsbedürfnis gemäß leben kann, gewinnt daraus einen weiteren großen Vorteil gegenüber dem Mann: Sie braucht nicht nach Macht zu streben, um sich in ihrem Wert zu beweisen. Mächtig und selbstgewiss ist sie, indem sie positiv bezogen ist. Damit kommt aber auch eine ihrer Schwächen in Sicht: Ohne ausreichende Bestätigung in einem Beziehungsgefüge wird ihr Selbstwertgefühl rasch bedroht und ruft verschiedene Kompensationsmechanismen auf den Plan: von dem Bestreben, den anderen (sei es Freundin, Freund, Ehemann oder Kind) durch Verwöhnung zu gewinnen, über beleidigte Abkapselung oder hysterische Demonstration bis hin zum Versuch, eine gestörte Beziehung wenigstens durch Zank und Streit zu beleben - lauter Reaktionsformen, die es natürlich bei Männern auch gibt, die aber von Frauen häufiger und zwanghafter eingesetzt, weil durch stärkeren Druck erzwungen werden: die Notwendigkeit eben, den eigenen Wert durch positive Beziehungen zu anderen zu bestätigen. (Wohlgermerkt, ich frage jetzt nicht, warum das so ist, und behaupte keineswegs, dass es so sein müsse; ich berichte nur, was ich an Frauen beobachte.)

{32} Es beruhigt mich, zu wissen, dass sozialpsychologische Untersuchungen die Vermutung nahe legen, dass Mädchen aufgrund angeborener Verhaltensmuster mehr zur Anpassung befähigt und geneigt sind als Knaben. Denn ich fände es bedrückend, wenn ich annehmen müsste, dass die ausgeprägte Anpassungsbereitschaft, die ich an Frauen wahrnehme, ihnen ausschließlich von den Männern aufgezwungen worden sei. Es verblüfft mich zum Beispiel immer wieder, wie sehr Frauen sich nach Maßgabe der Umstände, in denen sie leben, zu wandeln vermögen. Amerikanerinnen zum Beispiel oder Asiatinnen, die genügend lange in Europa leben, können ziemlich »europäisch« werden, während ihre Männer immer gleich stark »amerikanisch« oder »asiatisch« erscheinen. (Beim Wechsel von Europa nach Amerika scheint, wie man mir erzählt, in der ersten Generation ähnliches zu gelten.) Unverheiratete Frauen können mit jedem neuen Freund mindestens einen Teil ihrer Weltanschauung ändern, und zwar sehr oft, ohne dabei den Eindruck des Unechten oder Aufgesetzten zu erwecken. Vor allem aber: Wie ungeheuer stark vermögen Frauen sich an ihren Ehemann und seine Welt anzupassen!

{33} Ich weiß, wie schrecklich schlimm das viele Frauen heute finden, und ich räume ein, dass man in diesem Umstand den Beweis für die Dominanz des Mannes und die Unterdrückung der Frau sehen kann. Aber ist das nicht nur die eine Seite? Muss man nicht auch positiv feststellen, welche außerordentlichen Kapazitäten die Frau besitzt, um in so viele verschiedenen mögliche Lebensformen - oder meinetwegen: Rollen - hineinwachsen zu können? Ich jedenfalls bewundere die ehemalige Psychologin, die jetzt Bauersfrau ist und drei Kinder hat, oder die frühere Stewardess, die jetzt einen Teil der Landpraxis ihres Mannes bewältigt. Ich kenne viele Frauen, die dadurch, dass sie sich ganz stark auf ihren Mann und dessen Lebensumstände eingestellt haben, sich selbst nicht verloren haben oder sich aufgeben mussten, sondern zu einer Form ihrer Selbstverwirklichung kamen. Wohl kenne ich auch Beispiele für das Gegenteil: Frauen, deren Anpassungsbereitschaft brutal ausgenutzt wird und die von ihren Männern in den Stand von gehobenen Haustieren gepresst wurden - aber diese Beispiele beweisen nicht, dass Anpassung eine den Frauen aufgezwungene Schwäche ist, sondern nur, dass Männer die subtileren Stärken der Frauen gerade gegen die Frauen missbrauchen können.

{34} Ich habe bisher absichtlich sehr nüchtern über mein Bild von den Frauen gesprochen. Denn ich verstehe so gut die Abneigung vieler Frauen gegen die schwärmerischen Exaltationen von Männern, in denen - vor allem in der Vergangenheit - ein Frauenbild angebetet wurde, in dem kein lebendes weibliches Wesen sich selbst auch nur andeutungsweise zu entdecken vermochte. Und doch will ich nicht verbergen, dass sich auch in mir hymnische Töne regen, wenn ich an Frauen denke. Denn was ich das »Kommunikationsbedürfnis« oder die »Beziehungsfähigkeit« der Frau genannt habe, das kann man ja auch, wie es Jung und vor ihm viele andere taten, viel schöner ausdrücken, indem man den Eros zur eigentlichen Domäne der Frau erklärt. Und ihre auf allmähliche Veränderung hinzielende »Anpassungsfähigkeit« führt uns Männern, die wir eher zu zielgerichtetem Eingreifen geneigt sind, das mehr organische Prinzip der »Wandlung« vor Augen.

{35} Im Hintergrund meines nüchtern gezeichneten Bildes von den Frauen steht also die Überzeugung, dass die Fundamente des fraulichen Wesens Eros und Wandlung sind. Wie sollten wir das nicht bewundern?

{36} Darum will ich am Schluss zwei Dichter zitieren, die in sehr verschiedener Weise männliche Bewunderung für Frauen gestaltet haben.

{37} Rainer Maria Rilke:

{38} »Oh, dass ihr hier, Frauen, einhergeht, hier unter uns, leidvoll,

{39} nicht geschonter als wir und dennoch imstande, selig zu machen wie Selige.« (Anm. 4)

{40} Gottfried Benn:

{41} >Ich habe Menschen getroffen, die,

wenn man sie nach ihrem Namen fragte,

schüchtern - als ob sie gar nicht beanspruchen könnten,

auch noch eine Benennung zu haben -

>Fräulein Christian< antworteten und dann:

>wie der Vorname<, sie wollten einem die Erfassung erleichtern,

kein schwieriger Name wie >Popiol< oder >Babendererde< -

>wie der Vorname< - bitte, belasten Sie Ihr Erinnerungsvermögen nicht!

Ich habe Menschen getroffen, die

mit Eltern und vier Geschwister in einer Stube

aufwachsen, nachts, die Finger in den Ohren,

am Küchenherde lernten,

hochkamen, äußerlich schön und ladylike wie Gräfinnen -

und innerlich sanft und fleißig wie Nausikaa,

die reine Stirn der Engel trugen.
Ich habe mich oft gefragt und keine Antwort gefunden,
woher das Sanfte und das Gute kommt,
weiß es auch heute nicht und muss nun gehn.« (Anm. 5)

So sind Männer!

{42} Schön wär's, wenn ich das so - und noch gar mit Ausrufungszeichen - sagen könnte. Aber ich bin weit davon entfernt. Wenn ich im vorigen Kapitel fragte: Sind Frauen so?, dann müsste dieses heißen: Wie sind denn eigentlich Männer? Ich muss zugeben, wenn ich an meine eigene Antwort denke, bin ich ratlos. Woran kann das liegen? Ist vielleicht die ganze Sache mit den Geschlechterrollen noch viel ungewisser, als sie selbst in sehr kritischen Büchern dargestellt wird, und jedenfalls sehr viel komplizierter, als manche feministische Autorin glaubt? Mit welcher Sicherheit wird da gelegentlich konstatiert, dass Männer diese oder jene Eigenschaften besäßen, und wie klar scheint es oft zu sein, dass Frauen nicht nur anders, sondern so sind!

{43} Wird da nicht gelegentlich zu stark verallgemeinert? Werden Erfahrungen und Interpretationen nicht zu selten oder zu wenig deutlich als subjektiv gekennzeichnet? Werden grässliche Verhältnisse zwischen Menschen, die zweifellos bestehen und deren Opfer nicht ernst genug genommen werden können, vielleicht doch zu rasch in das Schema gepresst, demzufolge die Männer grundsätzlich die Unterdrücker und die Frauen allemal die Unterdrückten sind? Wird die Menschheit nicht ein wenig zu übersichtlich in die Guten und die Bösen eingeteilt, wobei das Kriterium dieser Einteilung nicht zu Unrecht seinerseits als »sexistisch« bezeichnet werden müsste? (Unter »Sexismus« versteht die Frauenbewegung - in Parallele zum Begriff »Rassismus« - die Unterdrückung und Verfolgung der Frauen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht.)

{44} Ich stelle mir diese Frage unter anderem auch deswegen, weil ich voraussehe, wie schwer es mir fallen wird, mein eigenes Rollenverständnis als Mann zu formulieren. Und ich weiß von anderen Männern und Frauen, dass sie in ähnliche Schwierigkeiten kommen, wenn sie gefragt werden, wie sie denn sich selber in ihrer Eigenart als Mann oder Frau erleben. Allgemeine Vorstellungen über Männer und Frauen haben wir alle - und wie mir scheint, über das andere Geschlecht etwas ausgeprägtere. Aber die individuelle Identifikation mit dieser oder jener für geschlechtstypisch angesehenen Eigenschaft fällt uns meistens, wenn wir uns ernstlich prüfen und nicht einfach drauflos reden oder schreiben, sehr schwer. Sollte das nicht einiges zu bedeuten haben? Ich will kurz vorausschicken, was ich im dritten Kapitel ausführlicher darstellen werde: Mir scheint, dass die Geschlechterrollen eine weit größere Bedeutung bei der Interaktion zwischen den Geschlechtern als bei der Selbstwahrnehmung des eigenen Geschlechts haben. Und zwar werden die Eigenschaften des anderen Geschlechtes mit umso größerer Aufmerksamkeit wahrgenommen, je mehr sie geeignet sind, die Projektionen eigengeschlechtlicher unbewusster Qualitäten zu ermöglichen. Aber, wie gesagt, darauf komme ich im nächsten Kapitel zurück.

{45} Meine zuvor geäußerten Vorbehalte gegenüber allzu rollen-gewissen Autorinnen verfolgen indessen nicht die Absicht, die Anklage der Frauenbewegung gegen die Männer pauschal zurückzuweisen oder auch nur abzuschwächen. Was von Simone de Beauvoir bis zu Marielouise Janssen-Jurreit in den vergangenen dreißig Jahren an Belastungsmaterial gegen die Männer zusammengetragen wurde, das ist im Prinzip durch nichts zu entkräften und spricht uns Männern eine Kollektivschuld zu, von der ich mich nicht entlasten will.

{46} Um die ganze elende Geschichte sehr einfach zusammenzufassen (weil sie in ihrer Kompliziertheit schon in so vielen Büchern ausführlich dargestellt wurde), gebe ich nur den folgenden Überblick: Zu allen geschichtlich bekannten Zeiten und auf allen Erdteilen haben die Männer die Frauen dominiert, indem sie sie in Abhängigkeit und Unselbständigkeit hielten und ihnen den Zugang zu den männlichen Tätigkeiten, die fast immer als die bedeutenderen galten, verwehrten. Die Grundlage der Männerherrschaft über die Frauen war immer der zweifache biologische Unterschied zwischen den Geschlechtern: die körperliche Überlegenheit des Mannes einerseits und andererseits die Tatsache, dass die Frau durch Schwangerschaft, Geburt und Kinderaufzucht in ihrer Bewegungsfreiheit - auf allen Ebenen - stark eingeschränkt war.

{47} Durch Jahrtausende wurde die Frau ausschließlich auf ihre biologischen Fähigkeiten festgelegt und dadurch ihrer geistigen Entwicklungsmöglichkeiten beraubt. Sie wurde - mehr oder weniger deutlich - zum unmündigen Besitztum des Mannes gemacht, dem die höheren menschlichen (nämlich: männlichen) Qualitäten fehlten. Aus allen historischen Zeiten und aus aller Herren Länder lassen sich Dokumente erbringen, die nicht nur von einer unglaublichen Missachtung der Frauen durch die Männer, sondern auch für ungeheuerliche Praktiken der Demütigung, Unterdrückung und Ausbeutung zeugen. Die jüngsten Verbesserungen der Lage der Frauen, die ihnen wenigstens an der Oberfläche politischer, legaler oder ökonomischer Bereiche eine annähernde (wenn auch keineswegs durchgehende) »Gleichberechtigung« gebracht haben, sind auf keinen Fall einer primären Sinneswandlung der Männer, sondern ausschließlich der Aktivität, Zähigkeit und Durchschlagskraft der Frauenbewegungen zu verdanken.

{48} Ebenso unheimlich wie diese Leidensgeschichte selbst ist ein Umstand, den ich an mir selbst und an der Mehrzahl der mir bekannten Männer und Frauen beobachte: Es bedarf erst des nachdrücklichen Hinweises auf die kollektive Unterdrückung der Frauen, um sie uns ins Bewusstsein zu rufen. Kein Mann läuft ursprünglich mit schlechtem Gewissen herum, und bekanntlich lehnen sehr viele - auch intellektuelle und selbstbewusste - Frauen die Frauenbewegung ab und erklären deren Anklagen für unberechtigt oder doch stark übertrieben. Wie kommt das? Es ist nicht anders zu erklären als durch Abstumpfung gegenüber dem »Gegebenen« als einem angeblich »natürlichen« Zustand, dessen Einrichtungen sich zudem offensichtlich bewähren: Es läuft doch alles ganz gut so, und das Paradies auf Erden wird es sowieso nie geben. Dass Männer damit zufrieden sind, ist verständlich. Aber die Frauen? Es ist nicht zu übersehen, dass eine große Mehrheit von Frauen durchaus bereit ist, die ihr zugesprochene zweitrangige Position zu akzeptieren und sich darin ganz behaglich einzurichten. Die Ehe als Versorgungsinstitution, der Haushalt als notwendiges Übel, der aber auch unbestrittene eigene Domäne ist; die Kinder als Selbstbestätigung und eigentlicher Lebensinhalt - wenn von außen nichts Massiveres und von innen nichts Lebendigeres andrängt, mag das so hingehen. Erst dann, wenn die Selbstherrlichkeit des Mannes (die sie in ruhigen Zeiten ironisch zu belächeln vermag) sich körperlich oder seelisch direkt gegen sie wendet - und wie entsetzlich oft tut sie das! -, erst dann wird die Frau sich ihrer Ohnmacht und ihres Ausgeliefertseins bewusst. (Anm. 1) Aber auch von innen her kann sie an das Gefängnis der ihr aufgeprägten Rolle gemahnt werden, indem sie gegen dessen Mauern rennt: Der inzwischen viel zitierte Titel aus dem Jahre 1901: »Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes« (Anm. 2) steht nur als besonders groteskes Beispiel für die männliche Leugnung aller fraulichen Kreativität, die den Männern, zusätzlich zum Monopol auf Aktivität und Heldentum, auch noch den alleinigen Anspruch auf schöpferische Fähigkeiten sicherte. Die aus Mangel an Bildungsmöglichkeiten resultierende geringere geistige Produktivität der Frauen wurde als Beweis ihrer Minderwertigkeit betrachtet, wobei die Ausnahmen - von der Sappho über Katharina von Siena bis zu Kaiserin Maria Theresia - als Beleg dafür herhalten mussten, dass die wenigen wirklich begabten Frauen sich ja eben doch durchzusetzen vermöchten.

{49} Im allgemeinen aber mussten schöpferische Frauen immer wieder erfahren, dass sie, um von Männern geliebt zu werden, gefälligst »weiblich«, und das soll heißen: lieb und ein bisschen dumm zu sein hätten; äußerten sie kreative Kräfte, so fielen sie dadurch aus dem Kreis der zu Liebenden heraus.

{50} Christa Wolf hat das beispielhaft am Schicksal der Dichterin Karoline von Günderrode gezeigt, und was sie über Frauen im Deutschland des beginnenden 19. Jahrhunderts schreibt, die zugleich liebend und schöpferisch waren, denen aber die Männer in ihrem »Realitätssinn« sich größtenteils entzogen, das hat seine traurige Gültigkeit bis heute nicht verloren: Diese Frauen erfahren »einen schrecklichen Realitätsverlust und zugleich ihre eigene Minderwertigkeit, werden kindisch oder zu rachsüchtigen Furien, stilisieren sich zur >Schönen Seele< hinauf oder zur bieder-sittsamen Hausfrau hinunter, fühlen sich überflüssig und halten den Mund«. (Anm. 3)

{51} Sind Männer wirklich so? Gerade ich nicht in einer auffälligen Weise vom Thema ab, indem ich, nach dem Wesen von Männern fragend, vor allem berichte, was sie Frauen angetan haben? Nein, ich bin beim Thema geblieben. Denn es ist mein Erschrecken über die Erkenntnis, dass ich als Mann zu jener Hälfte der Menschheit gehöre, die die andere unten halten will, was mich veranlasst, über Frauen und Männer nachzudenken. Allerdings dürfte es an der Zeit sein, ein wenig mehr darüber zu berichten, was denn nun Männer, abgesehen von ihrer Unterdrückermmentalität, sonst noch für Eigenschaften haben. Sie verfügen - durchschnittlich - über größere Körperkräfte als Frauen. Die Muskelkraft des Durchschnittsmannes ist um 30 bis 40 Prozent höher als die der Durchschnittsfrau. Auch ist er 10 cm größer und 10 kg schwerer als sie. (Anm. 4) Nur schon diese physiologischen Eigenschaften machen es verständlich, dass in allen einschlägigen Untersuchungen immer wieder die gleichen Verhaltensweisen als charakteristisch für Knaben und Männer festgestellt werden: Aggressionsbereitschaft, Freude am Wettkampf und damit der Drang, körperliche Kraft zu demonstrieren.

{52} Da diese Eigenschaften als angeboren angesehen werden müssen und also allen Knaben und Männern (natürlich in unterschiedlich starker Ausprägung) nahe liegen, wundert es einen nicht, dass ein weiteres männliches Merkmal hinzukommt: das ausgeprägte Bedürfnis, untereinander Rangordnungen herzustellen und diese mit allen Mitteln zu verteidigen.

{53} Verstärkt wird dieses männliche »Dominanzstreben« durch den Umstand, dass Knaben und Männer lieber in Rudeln oder Horden beieinander sind als zu zweit oder dritt, wie wir es von den Mädchen hörten. Der verbalen Überlegenheit bei den Mädchen, der wir eine so große Bedeutung für ihre Kommunikationsfähigkeit beigemessen haben, entspricht bei den Knaben eine zunächst wenig charakteristisch erscheinende Begabung: die stärker ausgeprägte Fähigkeit, sich visuell-räumlich zu orientieren und daraus Vorteile zu ziehen. Erst wenn man sich klarmacht, welche Aufgaben es sind, die dadurch leichter gelöst werden, erhält diese Tatsache ihre Bedeutung: Entfernungen schätzen, Bilder rasch erfassen und ergänzen, sich Objektbewegungen im Raum vorstellen, Labyrinth durchschauen usw. - da hat man ihn plötzlich vor sich, den Jäger, den Krieger, den Ingenieur oder den Raumfahrer. Dass den mehr feinmotorischen fraulichen Fähigkeiten aufseiten der Männer eine größere Begabung für grobmotorische Kraftäußerungen gegenübersteht, wird einen nicht wundern. Und schließlich passt es auch sehr gut in unser aller Männerbild, dass männliche Individuen insofern »objektiver« sein können, als sie sich besser auf einen Gegenstand ihrer Wahrnehmung zu konzentrieren, ein Objekt also relativ unabhängig von seiner Umgebung zu fixieren vermögen.

{54} Solche Anlagen gehören zur biologisch vorgegebenen Grundausrüstung männlicher Individuen; das besagt weder, dass alle Männer diese Möglichkeiten in gleichem Maße besitzen, noch dass sie sie in jedem Falle benutzen und ausbilden; auch bedeutet es natürlich nur einen quantitativen Vorsprung in Bezug auf die gleichen Fähigkeiten bei Mädchen und Frauen.

{55} Es besteht kein Zweifel daran, dass Männer und Frauen unvergleichlich viel mehr gemeinsame als verschiedene Eigenschaften haben, und ich stimme der Ansicht voll zu, dass es höchste Zeit wird, die nur dem Mann nützliche künstliche Aufblähung der Geschlechtsunterschiede, die im wesentlichen durch eine schablonenhaft »geschlechtsspezifische« Erziehung erzeugt wird, endlich zu überwinden. Aber ich befürchte, dass man dieses wichtige Ziel verfehlen wird, wenn man jegliche Unterschiedlichkeit der Geschlechter leugnet. Natürlich können und sollen Jungen auch mit Puppen und Mädchen Fußball spielen, aber wir kämen zu einer neuen Art der Vergewaltigung des Menschen, wenn wir dem Mädchen nicht zubilligen würden, dass es eben doch etwas lieber im kleinen Kreis sanftere Spiele spielt, und wenn wir dem Knaben seine Vorliebe für ein raueres Kräfteressen vergällen würden, damit er kein »Macho« wird.

{56} Die Frage, woher die biologisch vererbten Geschlechtsunterschiede stammen und mit Hilfe welcher physiologischen Vorgänge sie sich im Individuum durchsetzen, soll uns hier nicht beschäftigen. Es gibt vorzügliche Bücher darüber, deren Autoren es gelingt, diese eher spröde Materie ebenso exakt wie ansprechend darzustellen. (Anm. 5)

{57} Wenn man das Selbstverständnis heutiger Männer mit dem vergleicht, was aufgrund der oben mitgeteilten Forschungsergebnisse als zum männlichen Inventar gehörend anzusehen ist, dann stellt man eine ziemlich genaue Entsprechung fest, die es verständlich macht, warum Männer sich über die Verteilung der Geschlechterrollen viel weniger zu beklagen haben als Frauen. Ganz offensichtlich sind die Spielregeln des Zusammenlebens so beschaffen, dass sie den Männern eine weitgehende Entfaltung ihrer vorgegebenen Anlagen ermöglichen - und das so sehr zum Nachteil der Frauen, dass schon von daher die männliche Urheberschaft dieser Spielregeln evident wird.

{58} Aus einer 1975 von Helge Pross in der Bundesrepublik durchgeführten repräsentativen Untersuchung (Anm. 6) ergibt sich zunächst, wie überaus wichtig den Männern ihr Beruf ist. Dort suchen sie die Befriedigung, ihre Selbstachtung, dort können sie »mitmischen«, Einfluss nehmen, sich durchsetzen. Im Beruf bewähren sich ihre »guten Nerven«, ihr Mut, ihre Fähigkeit, Gefahren zu meistern. (Auch wenn dem einzelnen Mann das keineswegs immer zuteil wird, tröstet ihn doch die Überzeugung, dass »die Männer« eben grundsätzlich diese Möglichkeiten besitzen.) Zwar schätzen sie die Ehe erstaunlich hoch ein, aber letztlich beweist auch die »gute« Ehe ihnen vor allem ihre eigene Überlegenheit. Denn sie wären zwar imstande, alle Arbeiten, die die Ehefrau im Hause tut, genauso gut zu verrichten, aber da sie die Aktiveren sind, die Leistungsfähigeren, die vielseitiger Begabten, ziehen sie es vor, in der Außenwelt, eben im Beruf, ihren Mann zu stehen. Der Frau erkennen sie mehr Gefühl zu und eine größere Begabung, mit kleinen Kindern umzugehen. Sie sprechen ihr die Fähigkeit zu anderen Tätigkeiten zwar nicht ab, sind aber überzeugt, dass das Ausnahmen sind und dass die Frau eigentlich lieber Hausfrau und Mutter ist als Berufsfrau. In der Familie wollen sie keinen absoluten Herrschaftsanspruch mehr erheben wie früher, aber sie fühlen sich zu einem gemäßigten Regiment doch berechtigt, weil ja die Ernährung und Beschützung der Familie schließlich ihre Pflicht ist.

{59} Im Ganzen scheinen sie mit ihrem Männer-Los einschließlich aller beruflichen Belastungen durchaus zufrieden zu sein und fühlen sich ihrer Überlegenheit so sicher, dass sie ein überraschendes Maß an Wohlwollen gegenüber fraulichen Emanzipationsbestrebungen aufbringen. Ernsthafte Konkurrenz oder gar Bedrohung scheinen sie von dieser Seite nicht zu befürchten.

{60} Mein eigenes Bild vom Mann, wie ich es jetzt beschreiben will, ist kein Selbstbildnis. Erstens ist dieses ja keine autobiographische Bekenntnisschrift, und zweitens bin ich weit davon entfernt, mich für prototypisch männlich zu halten. Ich werde also Ergebnisse der Selbstbeobachtung mit solchen Eindrücken mischen, die ich von anderen Männern erhalten habe und die mir charakteristisch erscheinen, ohne die verschiedenen Quellen im Einzelnen zu vermerken. Dabei will ich wieder, wie im dritten Abschnitt des ersten Kapitels, ganz ausdrücklich ein subjektives Bild zeichnen, aber ein dauernd zu wiederholendes »wie mir scheint« oder »nach meinem Eindruck« weglassen.

{61} Männer sind zwiespältig. Und zwar will ich das Wort »zwiespältig« hier in einem doppelten Sinne verstehen. Ich meine damit einerseits eine passive Gespaltenheit des Mannes in sich selbst und andererseits seine Fähigkeit und Neigung, aktiv spaltend mit dem umzugehen, was er erlebt.

{62} Bedeutend häufiger als bei Frauen treffe ich bei Männern jene grundlegende Erfahrung, nein, ich muss schon das gespreizte Wort benutzen: jene Grundbefindlichkeit an, die beständig hinter dem erlebenden Ich ein beobachtendes Ich kennt - ein Ich also, das mitten im Erleben registriert: Aha, also das erlebe ich jetzt. Ich meine damit aber nichts Abnormes oder Pathologisches - es wäre ja etwas sonderbar, wenn ich mein Geschlecht hauptsächlich durch Abnormität charakterisieren würde-, also nicht jene der Psychiatrie bekannten Formen von quälender Gespaltenheit, die unter Umständen eine Vorform der Schizophrenie sein können, sondern die ganz gelassene und selbstverständliche Erfahrung der gewohnheitsmäßigen Selbstbeobachtung, Diese scheint mir bei Männern viel häufiger als bei Frauen vorzuliegen. Die pathologischen Übersteigerungen, die wir mit dem Sammelbegriff der Schizophrenie bezeichnen, sind aber bekanntlich auf beide Geschlechter gleichmäßig verteilt.

{63} Aber nicht nur in sich selbst scheint mir der Mann im Allgemeinen zwiespältiger als die Frau, sondern auch in seinem Umgang mit der Welt. Sein Bedürfnis, das Erlebte durch Aufgliederung und Einteilung zu ordnen und es damit von sich selbst abzurücken, ist größer als seine Fähigkeit, unmittelbar darin aufzugehen. Ich teile also, mit einem anderen Wort ausgedrückt, die weit verbreitete Ansicht, dass der Mann »analytischer« sei als die Frau. (Dabei muss ich die Frage, ob das angeboren oder anerzogen ist, natürlich offen lassen) . Während aber das Prädikat »größere analytische Fähigkeit« ein Lob enthalten würde, nämlich letztlich das einer schärferen Intelligenz, meine ich mit der Zwiespältigkeit, die nicht nur sich selbst, sondern auch das Erlebte zergliedert, eher etwas Beklagenswertes.

{64} Gewiss: Zergliederung schafft Ordnung, und erst genügend Abstand ermöglicht klare Übersicht; aber selbst die pädagogische Maxime bezeichnet Ordnung nur als das halbe Leben, und auch die klare Übersicht erfasst wohl immer nur die eine Hälfte.

{65} Aber auf der perfekten Beherrschung dieser einen Hälfte - nämlich der rationalen Zergliederung und Durchdringung der äußeren Welt - beruht ein großer Teil dessen, was der Mann für seine Überlegenheit hält. Wir erinnern uns: Die Begabung, Objekte isoliert und sehr präzise im Raum wahrnehmen und sich vorstellen zu können, das ist eine der »typischen« Begabungen, die sich schon bei Jungen nachweisen lassen. Wenn es zutrifft, dass Männer zudem noch »begabter« sind, sich selbst von ihrem Erlebten abzuspalten, also ausschließlich objektbezogen zu sein und ihre Subjektivität, eben weil sie ihnen so bewusst ist, ganz aus dem Erlebnis oder der Erfahrung herauszuhalten, dann werden sie dadurch allerdings in der Bemeisterung der äußeren Welt sehr mächtig. Sowohl die technische Beherrschung der Natur als auch die kriegerische oder politische Beherrschung von Menschen - beide Formen der Machtausübung verlangen möglichst »objektive« Persönlichkeiten, die zwischen ihrem sachlichen Ziel und ihrer persönlichen Anteilnahme rigoros zu unterscheiden vermögen. Ob wissenschaftliche Objektivität, politisches Kalkül, militärische Strategie oder wirtschaftliche Profit-Orientierung - immer geht es um die Absolutsetzung der »Sachzwänge« und damit um die Ausschaltung des Individuellen, insbesondere des Gefühls. Das aber können Männer besser als Frauen. Von Frauen hatte ich gesagt, dass sie sehr sachlich sein können; aber ich hatte die Einschränkung gemacht: sofern sich nicht Assoziationen an Menschen in ihre Sachbezogenheit einmischen. Eine solche Einschränkung ist bei Männern kaum nötig. Ihre doppelte Zwiespältigkeit erlaubt es ihnen meistens, eine Sache mühelos sowohl von sich selbst als auch von anderen Menschen isoliert zu behandeln - und sich dabei auch noch der Tatsache bewusst zu sein, dass sie diese Aufspaltungen vornehmen. Wie ausgeprägt dieses Bewusstsein ist, hängt natürlich beim einzelnen vom Grade seiner sonstigen Differenziertheit ab; ganz allgemein aber setzt die strikte Aufteilung der männlichen Existenz in die beiden Bereiche Beruf und Familie ein Spaltungsvermögen voraus, das offenbar auf allen sozialen Ebenen in hohem Maße vorhanden ist.

{66} Ich habe die Zwiespältigkeit des männlichen Geschlechtes bisher als etwas Beklagenswertes und sogar Gefährliches dargestellt. Verglichen mit den Qualitäten, die ich als charakteristisch für Frauen ansah, nämlich Kommunikationsbedürfnis und Anpassungsfähigkeit, scheint Zwiespältigkeit auch nicht gerade eine Zierde zu sein. Mann und Frau könnten argwöhnen, dass ich entweder unter meiner Männlichkeit leide und sie deswegen schlecht zu machen versuche oder dass ich mir Vorteil davon verspreche, mich bei anti-männlichen Feministinnen beliebt zu machen. Beides trifft, soweit ich selbst das wissen kann, nicht zu. Denn die positive Bewertung der Zwiespältigkeit, die jetzt folgt, könnte mich eher dem Verdacht des männlichen Chauvinismus ausliefern.

{67} Ich sagte, dass Männer in sich selbst zwiespältiger sind als Frauen und dass sie mit dem, was sie erleben, zwiespältiger umzugehen pflegen, als es die Mehrzahl der Frauen tut. Ich brauche nur andere, nämlich Fremdwörter für das Wort Zwiespalt einzusetzen, um die positive Kehrseite dieses Männerbildes ins Licht zu rücken. Dann heißt es nämlich: Männer erleben in sich selbst eine dynamische Polarität und stehen zur Welt in einem dialektischen Verhältnis,

{68} Ich bin überzeugt, dass das richtig ist, und will es ganz einfach so sagen: Männer führen im Allgemeinen ertragreichere Selbstgespräche als Frauen. Sie können ihre Zwiespältigkeit dadurch fruchtbar machen, dass sie mit sich selbst in einen Dialog eintreten oder dass sie nach einer Synthese suchen zwischen der These »Ich« und der Antithese »Nicht-Ich«. Und zwar bedürfen sie dazu keiner philosophischen Bildung und - wie ich natürlich nur vermuten kann - kaum einer geschlechtsspezifischen Erziehung; sondern mir scheint, dass ihre ursprüngliche Zwiespältigkeit sie »von selbst« zu diesem Verhalten veranlasst. Wenn sie intellektuell begabt sind, können sie darüber zu Philosophen werden; wenn nicht, wird es ihnen, wie jenem von der Aktivität seiner Frau geplagten Ehemann bei Loriot, genug damit sein, »einfach nur dazusitzen« und dabei über wer weiß was zu spintisieren.

{69} Aber steckt hinter diesen Vermutungen nicht doch wieder der Pferdefuß männlichen Überlegenheitsanspruchs? Läuft mein Gedankengang nicht schließlich darauf hinaus, das europäische (vielleicht sogar menschliche) Vorurteil zu stützen, der Mann sei »geistiger« als die Frau? Ja, das muss ich zugeben. Ich verbinde aber damit kein Werturteil. Ich bin nicht der Meinung, der Mann sei wertvoller als die Frau, weil er den Geist gepachtet habe, während sie nur »Natur« oder »Sinnlichkeit« verkörpere. Denn erstens sehe ich keinen Rangunterschied zwischen Geist und Natur (um zunächst einmal bei diesen beiden Begriffen zu bleiben), und zweitens handelt es sich ja, wie ich immer wieder betone, beim Vergleich geschlechtstypischer Eigenschaften nie um Ausschließlichkeit, sondern lediglich um verschieden starke Akzentuierungen. Und da liegt der Akzent beim Mann mehr auf der Seite der trennenden Unterscheidung, die Polaritäten erkennt oder setzt und damit geistige Spannung erzeugt, die ja nur zwischen getrennten Polen entstehen kann. Bei der Frau hingegen liegt der Akzent auf dem Verbindenden,

{70} Ausgleichenden, das zwar auch Polarität voraussetzt, diese aber nicht um der geistigen Spannung willen erzeugt, sondern vielmehr als Voraussetzung der anzustrebenden Wandlung akzeptiert. C. G. Jung hat diese verschiedenen Akzente formelhaft ausgedrückt, indem er dem Bewusstsein der Frau den Eros und dem Bewusstsein des Mannes den Logos zuordnete.

{71} Nichts liegt mir aber ferner, als den Logos höher zu bewerten als den Eros oder das auf rasche Änderung erpichte Unterscheidungsvermögen des Mannes für wertvoller zu halten als die eine allmähliche Wandlung begünstigende Bindungsfähigkeit der Frau. Der Mann hat - um sich selbst und den anderen seine Macht zu beweisen - aus seiner Zwiespältigkeit eine Tugend gemacht, die jede gewaltsam herbeigeführte Veränderung zum Fortschritt erklärt, ohne zu fragen, ob dem erzwungenen Fortschritt noch irgendeine gewachsene Wandlung entsprach. Dass wir inzwischen aber Wandlung unendlich viel nötiger haben als weiteren machtbesessenen Fortschritt, das wissen wir zur Genüge, und nach meinem Verständnis heißt das: dass weibliche Qualitäten uns mehr Not tun als männliche.

{72} Nochmals: Ich weiß, dass diese meine Zuordnung von Eigenschaften zu den Geschlechtern einer sehr alten Tradition entspricht, die von heutigen Frauen als Grundlage sowohl ihrer Unterdrückung als auch des männlichen Überlegenheitswahns gebrandmarkt wird. Und ich bin gegen die Unterdrückung der Frau und halte die männliche Überlegenheit für Unsinn.

{73} Aber dennoch: Wenn ich beispielsweise die philosophischen Textproben lese, die Annegret Stopczyk unter dem Titel: »Was Philosophen über Frauen denken« (Anm. 7) herausgegeben hat, dann finde ich in diesen traditionellen Männergedanken über Frauen nicht nur Falsches und Empörendes. Gewiss sind Schopenhauers und Nietzsches Hassausbrüche gegen »die Weiber« beschämend (wenn man sie nicht eher als grotesk ansehen oder sie tiefenpsychologisch interpretieren will), und gewiss kommt in vielen Zitaten das Dogma von der »natürlichen« Überlegenheit des Mannes krass zum Ausdruck; aber viele andere in dem Buch enthaltene Gedanken scheinen mir dennoch richtig. Sehr oft zeigt sich nämlich, dass das zwiespältige Denken der Männer über seine Selbstbefangenheit hinausgelangen und zu einer umfassenderen Polarität vordringen kann: nämlich zu der zwischen männlichem und weiblichem Prinzip. So wird beispielsweise Wilhelm von Humboldt zitiert, der natürlich noch kein gestandener Feminist war, dessen Gedanken aber doch wohl - wenn sie in modernerem Gewande daherkämen - von manchen heutigen Feministinnen akzeptiert werden könnten: »Indem nun alles Männliche angestrenzte Energie, alles Weibliche beharrliches Ausdauern besitzt, bildet die unaufhörliche Wechselwirkung von beiden die unbeschränkte Kraft der Natur, deren Anstrengung nie ermattet und deren Ruhe nie in Untätigkeit ausartet ... Denn nur die Verbindung der Eigentümlichkeiten beider Geschlechter bringt das Vollendete hervor ...« (Anm. 8)

{74} Zwar ist das Weibliche wohl durch die Qualität des »beharrlichen Ausdauerns« zu eng und das Männliche als »angestrenzte Energie« zu positiv charakterisiert, aber der Grundgedanke ist mir sehr nahe: dass es um die Verbindung der Eigentümlichkeiten der beiden Geschlechter geht - wenn auch nicht gleich um der Vollendung, so doch gewiss um des Überlebens willen.

Weiblich und Männlich

{75} In diesem Kapitel wird mich ein Gedanke beschäftigen, der einen entscheidenden Schritt hinausgeht über die Aufzählung der verschiedenen Eigenschaften von Frauen und Männern, nämlich die Überzeugung, dass die grundlegenden Qualitäten, die wir als »weiblich« und »männlich« bezeichnen, viel umfassender zu verstehen sind, als dass sie sich in beruhigender Eindeutigkeit Frauen oder Männern zuordnen ließen.

{76} Zusammen mit unserem Bewusstsein scheint uns die unausweichliche Notwendigkeit zuzuwachsen, die Welt und uns selber nicht als etwas Einheitliches, sondern als ein Zusammenwirken von Gegensätzen zu erfahren. Die »Einheitswirklichkeit«, in der keinerlei Gegensätze - nicht einmal der zwischen Ich und Nicht-Ich - bestehen, existiert, wie Erich Neumann (Anm. 1) gezeigt hat, wohl nur in der noch unbewussten Daseinsform des ganz kleinen Kindes, und es gehört zu ihrem Wesen, dass sie von dem, der in ihr lebt (also vom Säugling), nicht reflektiert werden kann. Mit Neumann möchte ich aber dennoch annehmen, dass diese ursprüngliche Einheitswirklichkeit von uns allen ahnend erinnert wird und dass wir uns in sie - als in das verlorene Paradies - zurücksehnen. (Anm. 2) Als die aus dem Paradies Ausgestoßenen aber, als die durch das Bewusstsein zur Unterscheidung Gezwungenen, müssen wir uns auf irgendeine Weise damit arrangieren, dass wir selbst und unsere Welt nicht einheitlich sind.

{77} Die schöpferische Phantasie der Menschheit hat, um das zu leisten, eine unübersehbare Fülle von Geschichten und Bildern hervorgebracht, in denen der Gegensatzcharakter der erfahrenen Welt anschaulich und damit »verständlich« wird. In ungezählten Mythen von der Entstehung und Fortdauer der Welt sind es zwei entgegengesetzte Prinzipien, die alles aus sich hervorgehen lassen oder die - wenn am Anfang eine Ureinheit stand - die Weiterentwicklung bedingen. Die gegensätzlichen göttlichen Kräfte können einander in verschiedener Weise begegnen: Sie können dualistisch einander bekämpfen mit der Absicht, sich gegenseitig auszuschalten; sie können polar zueinander in Spannung stehen, um aus dieser Spannung Neues hervorgehen zu lassen, oder sie können sich komplementär gegenseitig ergänzen, wobei jede Seite in sich scheinbar vollständig ist, in Wirklichkeit aber erst zusammen mit der anderen Vollständigkeit darstellt. (Natürlich sind dies alles, nach dem oben Gesagten, ausgesprochen »männliche« Gedanken; aber ich bin eben Manns genug, um sie für richtig zu halten.)

{78} Was ich bisher so abstrakt berichtet, ist in der Wirklichkeit der Mythen von höchster Anschaulichkeit. Da wird nicht über »göttliche Kräfte« und ihre dualistischen oder komplementären Verhältnisse nachgedacht, sondern da werden Götter-Geschichten erzählt, deren Material aus dem unmittelbaren Erleben des Menschen stammt. Himmel und Erde, Sonne und Mond, Tag und Nacht, Wasser und Erde, Mensch und Tier. Geburt und Tod - das sind erlebte Gegensatzpaare, in denen und hinter denen göttliche Mächte erfahren werden, die aber nicht Begriffe, sondern lebendige Gestalten sind. Obgleich sie aus den Elementen menschlicher Erfahrung zusammengesetzt sind, stellen die Geschichten der Götter doch mehr dar, als der einzelne Mensch zu erfahren vermöchte: nämlich das Grundmuster oder Urbild, das der einzelnen Erfahrung zugrunde liegt und sie überhaupt erst ermöglicht. Die Göttergeschichten sind also weder um ihrer selbst willen - als unterhaltsame Anekdoten - noch zur Belehrung oder Erbauung entstanden, sondern sie sind symbolische Gestaltungen, die auf etwas Unbekanntes und Unerklärliches hinweisen, nämlich auf die geahnten, aber nicht gewussten Fundamente, auf denen menschliches Erleben beruht. In den Mythen werden diese Fundamente anschaulich und nachvollziehbar, sodass der den Mythos erlebende Mensch durch den Mythos in seinen eigenen Elementen verwurzelt ist. - Was ich bisher »Fundamente des Erlebens«, »Grundmuster« oder »Urbilder« genannt habe, können wir mit psychologischen Begriffen schärfer umschreiben, und das soll später geschehen.

{79} Zuvor aber wieder zurück zu den Gegensatzpaaren, von denen ich soeben einige aufgezählt habe. Dasjenige, das für unseren Zusammenhang das wichtigste ist, habe ich noch nicht genannt: Die Götter haben natürlich auch Anteil an jenem elementaren Gegensatzpaar, das die Menschen untereinander am deutlichsten erleben; denn auch die Götter sind männlich oder weiblich. Und zwar sind sie es mit allen Konsequenzen: Nichts, was sich aus der Unterschiedlichkeit der Geschlechter ergibt, ist ihnen fremd. Sehnsucht und Liebe, Enttäuschung und Eifersucht, Ehe und Ehebruch, Polygamie und Zölibat, Ehekrach und Scheidung - nichts bleibt ihnen erspart. Vor allem aber spielt die Sexualität in den Göttergeschichten vieler Religionen eine so von Leben strotzende Rolle, dass man als Abkömmling jüdisch-christlicher »Hochreligion« ob seiner diesbezüglichen Armut nur verzweifeln kann.

{80} Die Trennung des Menschengeschlechtes in eine männliche und eine weibliche Hälfte gehört also auch aus der Sicht der Religionen, die die Grundelemente unseres Erlebens und Daseins anschaulich machen, zum ewigen Bestand.

{81} Ewiger Bestand? Leben wir nicht erstens im nachreligiösen Zeitalter, und sollte nicht zweitens die Kluft zwischen Männern und Frauen angesichts ihrer unseligen Folgen nun endlich zugeschüttet werden? Hatte ich nicht selbst Mühe genug, einige noch vertretbare Unterschiede zwischen Frauen und Männern zusammenzusuchen, und habe ich nicht betont, dass ihre Gemeinsamkeiten bedeutend größer seien als die Verschiedenheiten? Soll jetzt im Namen von irgendwelchen Religionen (nicht einmal der unsrigen!) die alte Ungerechtigkeit doch wieder emporstilisiert werden? - So, wünschte ich, möchten jetzt einige aufgebrauchte Zwischenrufe lauten.

{82} Dass wir nicht in einem »nachreligiösen« Zeitalter leben, sondern dass religiöse Welterfahrung sich heute nur ein wenig anders als in Göttergeschichten, nämlich in vergötterten Theorien äußert, dafür liefern ein Beispiel gewisse feministische Bücher, die - neben anderem - unzweifelhaft auch moderne Mythologien sind. Dass ich die Kluft zwischen Frauen und Männern nicht nur nicht vergrößere, sondern sie kleiner mache, indem ich über den Gegensatz männlich-weiblich vor dem Hintergrund menschlicher Grundmuster nachdenke, das soll der weitere Verlauf dieses Kapitels zeigen.

{83} Alle Elemente der menschlichen Erfahrung, die in einem mythischen Zusammenhang erscheinen, haben neben ihrer konkreten immer auch eine symbolische Bedeutung. Dass es also weibliche und männliche Götter gibt und dass ihre verschiedene Geschlechtlichkeit die Mythen stark beschäftigt, weist nicht nur auf den Allgemeinplatz hin, dass die reale Geschlechtszugehörigkeit von jeher eine bedeutende Rolle gespielt hat - und zwar unzweifelhaft auch in dem vom Feminismus angeprangerten Sinne der sexistischen Unterdrückung -, sondern es lässt mit ebenso großer Sicherheit erkennen, dass die realen Gegebenheiten »weiblich« und »männlich« eine symbolische, das heißt über das vordergründig Sichtbare hinausweisende allgemeine Bedeutung haben.

{84} Für die Vertiefung unseres Verständnisses scheint es mir nun von großer Wichtigkeit zu sein, dass wir das, wofür die Begriffe »weiblich« und »männlich« auf der Symbolebene stehen, sorgfältig von dem unterscheiden, was wir bei vordergründiger Betrachtung als die Summe der Eigenschaften von Frauen und Männern ansehen. Das Fehlen dieser Unterscheidung erklärt - wenigstens für die tiefenpsychologische Sicht - die manchmal undifferenzierten Verallgemeinerungen mancher feministischer Äußerungen.

{85} Wenn wir die Begriffe weiblich und männlich für eine Weile weder biologisch noch soziologisch oder psychologisch verstehen wollen, sondern wenn wir uns bemühen, ihrer symbolischen Bedeutung näher zu kommen, dann müssen wir gelten lassen, dass dieses Begriffspaar für die Gegensätzlichkeit schlechthin steht, in der sich der bewusste Mensch, der der Einheitswirklichkeit der frühesten Kindheit entwachsen ist, vorfindet.

{86} Es wäre naiv, einen Zufall darin zu sehen, dass diese Begriffe zugleich die beiden Geschlechter bezeichnen; aber ebenso naiv scheint es mir, aus dieser Tatsache eine »sexistische« Tendenz aller Kultur abzuleiten. Wenn auf der ganzen Erde immer wieder zwei getrennte Prinzipien wahrgenommen und diese als »männlich« und »weiblich« erlebt wurden, dann stand dahinter nicht die böse Absicht finsterner Männer, die Frauen zu unterdrücken. Kein Zweifel, dass sie es taten; aber die Unterscheidung von männlichem und weiblichem Prinzip diente nicht dem Zweck der Unterdrückung der Frauen, sondern war allenfalls deren Voraussetzung.

{87} Die Aufzählung von Eigenschaften, die den beiden grundlegenden Prinzipien zugeordnet sind, würde einen Teil ihrer Anstößigkeit verlieren, wenn diese Prinzipien andere als die Geschlechtsnamen hätten, Aber doch nur einen Teil; denn auch etwa im alten China, wo die beiden kosmischen Prinzipien Yin und Yang unendlich viel mehr umfassten als das, was unsere Alltagssprache unter männlich und weiblich versteht, gab es Riten wie diesen: »Bei den Gemeinschaftsfesten im Frühjahr und im Herbst, die den Höhepunkt des archaischen bäuerlichen Kults bildeten, fordern sich die beiden antagonistischen Chöre, die sich aufgereiht gegenüberstehen, mit Versen heraus. >Yang ruft, Yin antwortet<, >die Knaben rufen, die Mädchen antworten<. Diese beide Formeln sind austauschbar, sie signalisieren einen zugleich kosmischen und sozialen Rhythmus.« (Anm. 3) Die Krönung dieser buchstäblichen Gegenüberstellung der beiden Prinzipien, die in Knaben und Mädchen ihre Verkörperung hatten, war die in der Gemeinschaft vollzogene geschlechtliche Vereinigung - vermutlich nicht als das erlebt, was man heute Gruppensex nennt, sondern als die symbolisch erfahrene Heilige Hochzeit, nämlich die Vereinigung von Yang und Yin.

{88} Aber es würde auch durch weitere Beispiele kaum möglich sein, die mögliche Fehlinterpretation der folgenden Aufzählungen als »sexistisch« auszuschalten. Fangen wir also an.

{89} Zu den Attributen des weiblichen Prinzips gehören in der Natur die Erde und die Nacht. Oft - aber, wie man im Deutschen sieht, nicht immer - ist auch der Mond weiblich. Das Wasser wird vorwiegend als weiblich erfahren; bezeichnenderweise Quellen und stehende Gewässer mehr als die bewegten Flüsse. Denn zum Weiblichen gehören Ruhe und allmähliche Wandlung, während die rasche Veränderung eher zum Männlichen passt. Darum sind alle rhythmischen Naturvorgänge weiblich, insbesondere alles, was mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit Fruchtbarkeit, Wachstum und Ernte zusammenhängt. Das Weibliche ist das Werden- und Geschehenlassen, es ist das Abwartende und Empfangende, und in diesem Sinne ist es passiv. Es ist weich, schmiegsam, warm und flüssig, wie es in der tonalen Musik im Tongeschlecht »moll« zu hören ist. So sind auch die Gefühlsqualitäten, die mit Weiblichem assoziiert werden, eher moll-haft sehnsüchtige bis melancholische oder allenfalls besonnen-heitere. Strahlend-schmetternde Dur Trompetenklänge gehören eher in den männlichen Bereich. Aber obgleich kriegerische Angriffslust im Allgemeinen dem Weiblichen nicht zugerechnet wird, ist es doch auch gefährlich und unheimlich. Es tritt als Hexe oder Nixe in Erscheinung, es kann verlocken, verzaubern, in den Abgrund ziehen, in den Wahnsinn treiben. Und ebenso, wie es Fruchtbarkeit, Leben und ewige Wiederkehr meint, bedeutet es auch Tod und ewige Ruhe. - Das Weibliche ist jedoch keineswegs ausschließlich den Bezirken Materie, Leben und Tod verhaftet. Es erschöpft sich nicht im passiven Kreislauf des Natürlichen oder in den nächtlich-ekstatischen Wandlungsmysterien des Sakralen. Überall gehören zum Weiblichen auch die »Helligkeit der bedachten Tat« - wie Walter F Otto sie in der Göttin Athene erkennt - und die Weisheit des Schöpferischen, die als »Sophia« die Gefährtin Jahwes ist. (Anm. 5)

{90} Für den Geist- wie für den Tat-Aspekt des Weiblichen lässt sich aus allen Religionen (auch dann, wenn sie angeblich bereits patriarchalisch verzerrt sind!) eine Fülle von Beispielen erbringen (Anm. 6), die mit aller Klarheit zeigt: Die Erfahrung der Naturnähe des weiblichen Prinzips hat nie bedeutet, dass ihm eine Geist-Seite fehlte. Die weibliche Erscheinungsform des Geistigen hat sogar der männlichen etwas Entscheidendes voraus: weiblicher Geist ist nicht distanziert-abstrahierend, sondern hebend-bezogen; und der so geartete Geist Aspekt des Weiblichen ist offenbar so mächtig, dass er selbst im super-patriarchalen Christentum nicht ganz unterdrückt werden konnte: Der Heilige Geist (der sowohl Geist als auch Liebe ist) wurde von frühen Christen als Göttin verehrt.

{91} Wenn ich jetzt Eigenschaften aufzählen werde, die dem entgegengesetzten Prinzip zugeordnet sind, dann möchte ich nochmals in Erinnerung rufen, dass ich hier nicht »die Männer« beschreibe, sondern ein Grundprinzip menschlichen Erlebens vergegenwärtige, das wir nicht zufällig, aber auch nicht unbedingt glücklich als »männlich« bezeichnen.

{92} Während dem weiblichen Prinzip Erde und Nacht entsprechen, ist das männliche mit Himmel und Tag verbunden. Statt des weiblichen Wassers gehört in den männlichen Bereich der Berg, statt des nächtlichen Mondes die Sonne. Den weichen und dunklen Moll-Qualitäten steht das Harte und Helle des Dur gegenüber. Nicht Natur-Rhythmus, Wandlung und ewiger Kreislauf, sondern lineare, gewollte und durchgesetzte Veränderung bestimmen die Dynamik des männlichen Prinzips. Nicht die Bilder liebt es, sondern die Begriffe, nicht den Rausch, sondern die Nüchternheit. Die Ekstase ist ihm verdächtig, weil es dahinter den Wahnsinn fürchtet. Es ist bestrebt, von sich aus Ordnungen zu setzen, und verhält sich deswegen unterscheidend, planend, aktiv und aggressiv. Dabei gerät es immer wieder in Gefahr, den Boden unter den Füßen zu verlieren, indem es ihn entweder zerstört oder sich über ihn zu erheben versucht. Nur in der ätherischen Höhe vermeint das Männliche Geist zu gewahren, und weil es sich mehr nach diesem Geistigen sehnt, statt sich vom Natürlichen tragen zu lassen, will es beständig »hinauf« gelangen. Der einseitig männlich konzipierte Begriff des »oberen« Geistigen ist nicht nur in Gefahr, die Natur zu vergewaltigen, sondern zusammen mit ihr auch seine eigene Grundlage, nämlich die geistige Qualität des Natürlichen, zu vernichten. Wenn aber die weibliche Form des Geistes, deren Stärke in der Fähigkeit liebevoll bezogener Synthese besteht, dem exklusiv männlichen Geist abhanden kommt, dann degeneriert er zum zerlegenden Werkzeug, das zwar männliche Macht demonstriert, aber letztlich um den Preis des Lebens.

{93} Zur Illustration meiner Darstellungen der beiden Grundprinzipien »weiblich« und »männlich« könnten uns sowohl die Mythen der Völker als auch ihre Riten, Feste und Bräuche dienen. Wir könnten unser Anschauungsmaterial aber auch aus der Literatur und den darstellenden Künsten aller Zeiten zusammentragen, und auf die Musik habe ich durch die Erwähnung der Tongeschlechter schon andeutungsweise hingewiesen. Die nahe liegendsten Exempel sind uns aber in unserer eigenen Biographie gegeben, oder, wenn uns das zu nahe kommt, wir sehen sie im Film, lesen sie in der Zeitung oder beispielsweise in feministischen Büchern.

{94} Ich sagte vorher, dass wir die »Grundmuster« oder »Fundamente« unseres Erlebens, die sich früher in Göttergeschichten und heute in mehr theoretischen Gebilden niedergeschlagen haben - und zu denen die beiden Prinzipien »männlich« und »weiblich« gehören -, dass wir diese mythischen Grundmuster psychologisch einigermaßen bestimmt umschreiben können. C. G. Jung hat diese Fundamente unseres Erlebens »Archetypen« genannt, und eben um die archetypische Dimension des Weiblichen und des Männlichen geht es hier.

{95} Archetypen sind von Raum und Zeit unabhängige Strukturelemente des allen Menschen gemeinsamen kollektiven Unbewussten, deren Wirkung darin besteht, in bestimmten Lebenssituationen immer wieder ähnliche Kombinationen von symbolischen Bildern und damit in Einklang stehenden Gefühlen hervorzurufen. Da wir nicht mehr gewohnt sind, die Fülle der Bilder und Emotionen zu beachten, die auch unser alltäglichstes Erleben nicht nur begleiten, sondern in hohem Maße bestimmen, fällt es uns zunächst schwer, die Bedeutung der Archetypen richtig einzuschätzen. Wir müssen uns erst in die so genannte »Phantasiewelt« unserer Kindheit zurückversetzen oder uns das Weltbild des urtümlichen Menschen vorzustellen versuchen, für den die gesamte Welt von göttlichen oder dämonischen Mächten belebt war, um zu ermessen, welchen Einfluss ungewollte Ein-Bildung auf den Menschen hat. Die tiefenpsychologische (und psychiatrische) Erfahrung zeigt nun, dass die nicht bewusst realisierten - aber dennoch ständig gegenwärtigen - Bilder unser Erleben, Verhalten und Handeln mindestens im gleichen Maße bestimmen, wie es beim Kind oder beim so genannten »Primitiven« der Fall ist. Die Macht der Einwirkung der archetypischen Strukturen auf unser Leben wird also nicht dadurch verkleinert, dass wir sie ignorieren.

{96} Die ganz unvollständige Aufzählung von Qualitäten, die wir mit den Begriffen weiblich und männlich verbinden, ist also nichts anderes als eine Umschreibung derjenigen symbolischen Bilder und emotionalen Gehalte, die von zwei Archetypen regelmäßig und überall in der Menschheit hervorgebracht werden. Wie wir diese beiden Archetypen nennen, kommt nur auf den Zusammenhang an, in dem sie erscheinen. (Denn da sie in sich selbst gar nicht anschaulich sind, sondern nur an den Bildern erkannt werden können, die sie in der Seele hervorrufen, können sie wiederum nur nach diesen Bildern benannt werden.) So können wir ganz allgemein vom »Archetypus des Weiblichen« sprechen, der sich etwa in der Mutter-Kind-Beziehung als »Mutter-Archetypus« manifestiert, der aber in anderem Zusammenhang - wenn nicht seine menschliche, sondern seine kosmische Bedeutung im Vordergrund steht - als »Erdarchetypus« zu bezeichnen ist. Entsprechend kann der Archetypus des Männlichen, je nach dem Kontext, in dem er auftritt, als »Vater«- oder »Himmels« Archetypus charakterisiert werden.

{97} Nun gehört aber die komplementäre Bezogenheit von Yin und Yang aufeinander, die auch dem westlichen Menschen im Symbol des Tai-chi ohne Worte verständlich ist, zum Wesen aller archetypischen Strukturen. Das heißt: Die beiden Grundprinzipien sind zwar Gegensätze, aber sie sind doppelt ineinander verschränkt; zum einen runden sie sich nur miteinander zur Vollständigkeit des Kreises ab, zum anderen enthält jeder in sich den - wiederum kreisförmigen - Kern des anderen. Auf solchen einander bedingenden Gegensatzpaaren beruht - auch im Bewusstsein - unsere Welterfahrung: Ohne die Dunkelheit zu kennen, wüssten wir nicht, was Licht ist, und umgekehrt. Oder anders ausgedrückt: Indem ich »schwarz« sage, meine ich stillschweigend auch immer »nicht weiß«. Ohne »weiß« würde ich aber »schwarz« nicht erfassen können. Was »jung« bedeutet, weiß ich erst, wenn ich »alt« kenne, und wenn ich »alt« sage, meine ich gleichzeitig »nicht jung«. So kann auch der Archetypus des Männlichen nicht ohne den des Weiblichen sein - wie alle archetypischen Gegensatzpaare müssen sie einander zu gleicher Zeit ausschließen und bedingen. Ohne Erde wäre Himmel nicht erfahrbar, ohne Mutter nicht Vater. Dennoch sind Erde und Mutter nicht mehr oder wichtiger als Himmel und Vater; denn die scheinbaren Gegensätze sind letztlich Teile einer Ganzheit, zu der sie sich ergänzen, ohne Rivalen zu sein. Deswegen werden wir später im Mutter-Archetypus zwar ein Überwiegen des weiblichen Prinzips, zugleich aber auch Elemente des Männlichen finden, und umgekehrt.

{98} Das führt mich zu einem letzten Schritt in der Betrachtung der archetypischen Strukturen »weiblich« und »männlich«. Wenn ich soeben zuerst deren Zuordnung zu Mutter und Vater und dann zu Erde und Himmel vornahm, dann bewegte ich mich damit von der persönlich-vordergründigen Ebene hin zur mythischen. Denn die »weibliche« Erde und der »männliche« Himmel sind mythische Bilder, die anscheinend der Vergangenheit angehören. Und doch lebt auch heute ein Mythos, der auf dem Gegensatzpaar weiblich-männlich gründet und der aus der Spannung zwischen diesen beiden Polen die Welt der Seele entstehen sieht. Dieser moderne Mythos nennt die beiden Pole nicht mit Götternamen, sondern mit psychologischen Begriffen. Er nennt sie das Unbewusste und das Bewusstsein.

{99} Die Welt der Seele ist - im Verständnis der Jung'schen Psychologie - eine aus Bewusstem und Unbewusstem zusammengesetzte polare Einheit, und der Pol des Unbewussten trägt ein mehr weibliches, der des Bewusstseins ein mehr männliches Vorzeichen.

{100} Spätestens an dieser Stelle hoffe ich wieder auf empörten Protest. Also doch! Da haben wir's wieder, das alte Lied: Die Männer nehmen für sich das Bewusstsein in Anspruch und behaupten, dass die Frauen von Natur aus unbewusst seien. Aber das tun sie nur, um die Frauen unbewusst oder unmündig halten zu können. Denn natürlich ist die Bewusstheit der höhere Zustand, der hinausstrebende, aktive; und es ist klar, dass die zur Unbewusstheit verdamnte Frau als Heimchen am Herde zu Hause zu hocken hat.

{101} Diesen Einwänden will ich sorgfältig begegnen. Vor allem bestehen zwischen Bewusstsein und Unbewusstem keine Rangunterschiede. Das Unbewusste ist das Ältere, das von Anfang an Vorgegebene, und das Bewusstsein die spätere Errungenschaft; aber es ist ein schwerwiegender Irrtum, wenn daraus verschiedene Wertigkeiten der beiden Aggregat-Zustände der Seele abgeleitet werden. Zwar ist es verständlich, dass der später erworbene Besitz des Bewusstseins besonders verteidigt und geschützt werden muss, weil er ständig wieder verloren zu gehen droht. Die Möglichkeit, sich der bewussten Lebensgestaltung zu entziehen und sich in einen unbewussteren oder gänzlich unbewussten Zustand zurückfallen zu lassen, kennen wir ja alle, weil wir alle zur Bequemlichkeit neigen und uns gelegentlich lieber infantil-unbewusst als erwachsen und verantwortlich verhalten. Auch lockt die Rückkehr in den unbewussten Zustand mit der Illusion, dass uns darin das Paradies der »Einheitswirklichkeit« wieder offen stünde. Es ist also nicht verwunderlich, dass das Bewusstsein wie ein gefährdeter, zerbrechlicher Schatz gehütet wird, und zwar mehr durch die Regeln des kollektiven Kulturkanons als durch den Entschluss des einzelnen. Im Gefolge der angestrebten Bewahrung des Bewusstseins kommt es nun immer wieder zu einer Abwertung des Unbewussten, weil es so nahe liegt, das Gefürchtete schlecht zu machen. Zu fürchten ist das Unbewusste aber nur dann, wenn es nicht gebührend beachtet wird. Es ist ein sehr alter Irrtum, zu glauben, das Bewusstsein würde gestärkt durch Missachtung oder Ausklammerung des Unbewussten; und dieser Irrtum ist deswegen verhängnisvoll, weil er das komplementäre Verhältnis zwischen Bewusstsein und Unbewusstem verkennt. Das Bewusstsein ist nur dann lebens- und entwicklungsfähig, wenn es sich immer wieder auf das Unbewusste zurückbezieht. Wird es hingegen verabsolutiert und wird das Unbewusste missachtet oder verteufelt, dann kommt es zur destruktiven Kopflastigkeit der Kultur, die in ihrer himmelstürmenden Rationalität am Ende die Existenz der Erde bedroht.

{102} Es ist sinnvoll, die Geschichte der Kultur als eine Entwicklungsgeschichte des Bewusstseins zu betrachten, und dann ergibt sich die Einsicht, dass die westliche Kultur die Menschheit deswegen so nah an den Abgrund geführt hat, weil in ihr der mehr männliche, nämlich der Bewusstseins-Pol seit mehr als zweitausend Jahren so grauenhaft überschätzt wurde, dass der mehr weibliche Pol, nämlich das Unbewusste, immer mehr an den Rand und damit in eine destruktive Rolle hineingedrängt wurde, Zwar waren die Gegenreaktionen des weiblichen Poles nie zu unterdrücken - vor allem in den Werken der Kunst, und immer wieder auch in religiösen Bewegungen nahmen sie Gestalt an -, aber alle künstlerischen und religiösen Proteste, die auf die andere, die unbewusste Seite der seelischen Ganzheit hinwiesen, wurden vom auftrumpfenden Bewusstsein entweder überhört oder verketzert oder durch wohl wollende ästhetische Bewunderung verharmlost,

{103} Der vorstellbare Ausweg aus dieser durch ihre Einseitigkeit so bedrohlichen Lage liegt nun sicher nicht in einer Verminderung der Bewusstheit (oder auf der praktischen Ebene: in einer radikalen Abschaffung ihrer Produkte Wissenschaft und Technik) , sondern umgekehrt in einer Rückbesinnung auf das Unbewusste, und das heißt unter anderem: in einer veränderten Einstellung zu den Qualitäten des Weiblichen.

{104} Hier muss ich nun wieder auf die Vorwürfe zurückkommen, die mir imaginäre Leserinnen und Leser weiter oben gemacht haben. Wenn wir das Bewusstsein als überwiegend männlich und das Unbewusste als überwiegend weiblich bezeichnet haben, dann beinhaltet das natürlich nicht die Gleichung: Frauen = Unbewusstes, Männer = Bewusstsein. Zwar ist es richtig, dass die Frau, weil sie sich dem weiblichen Prinzip verbundener fühlt als dem männlichen, auch in größerer Nähe zum Unbewussten lebt, aber erstens bedeutet das angesichts des komplementären Verhältnisses zwischen Bewusstsein und Unbewusstem nicht, dass die Frau weniger bewusstseinsfähig wäre als der Mann, und zweitens besteht die größere Verbundenheit der Frau mit dem weiblichen Prinzip - wie die des Mannes mit dem männlichen - nur auf der Ebene des Bewusstseins, worauf ich später näher eingehen werde.

{105} Zuvor will ich aber nochmals die Aufmerksamkeit darauf lenken, welche verheerenden Folgen die Gleichsetzung der Frau mit dem Unbewussten hatte.

{106} Der Mensch befindet sich individuell wie kollektiv anfänglich in einem unbewussten Zustand und erfährt die allmähliche Bewusstwerdung immer als etwas ebenso Wertvolles wie Gefährdetes. Sich als selbstbewusstes Individuum zu fühlen, sich unterscheiden und beherrschen zu können, dem Unbewusst Triebhaften wenigstens teilweise eine vom Willen bestimmte Planung entgegenzusetzen, kurz: dem kollektiv geprägten unbewussten Anfangsstadium zu entwachsen und ihm immer entschiedener eine vom männlichen Prinzip dominierte individuelle Bewusstseinshaltung entgegenzusetzen, das erscheint stets, und gewiss zu Recht, als eine Errungenschaft von hohem Wert. Ihre Gefährdung durch die bequemen Verlockungen des unbewussten Zustandes ist allerdings so groß, dass der Konflikt nach einem Schuldigen, nach einem Sündenbock ruft: Irgendwo muss es doch feindliche Verführer geben, die das mühsam errungene Bewusstsein untergraben, die in die Dunkelheit des früheren Zustandes zurücklocken, die das Raunen der Nacht mehr lieben als die Klarheit des Tages. Dass diese das Bewusstsein hemmende Macht in jedem Menschen wirksam ist, weil sie aus der Beharrungs- und Selbstbewahrungstendenz des Unbewussten entspringt, konnte so lange nicht erfahren werden, wie das Unbewusste noch nicht als eine autonome, selbständige Größe gedacht werden konnte.

{107} Unser heutiges Reden vom Unbewussten ist in hohem Maße personifizierend, ja, wie ich schon früher sagte, mythologisierend. Wir sprechen ihm eigene Qualitäten und Tendenzen zu und reden von seiner Macht so, wie man ehemals von Göttern redete. Vielleicht ist das eine vorläufige und zu überholende Redeweise, aber ihr Vorteil ist unübersehbar, weil sie uns davor bewahren kann, die Autonomie unseres Bewusstseins zu überschätzen. Denn das Unbewusste ist - als »kollektives Unbewusstes« - in uns allen gleichermaßen gegenwärtig, wir sind ihm alle ebenso ausgesetzt wie für seine Berücksichtigung verantwortlich, es ist für uns alle Ursprung, Aufgabe, Hilfe und Bedrohung. Seine bedrohliche Seite besteht darin, dass es das Bewusstsein zwar einerseits aus sich hervorgehen lässt, es aber andererseits auch wieder auszulöschen versucht, und zwar ganz so, wie viele Mütter ihre Kinder zwar gebären, sie aber nicht in die Unabhängigkeit entlassen können, sondern sie festhalten und - mythologisch gesprochen - wieder in sich hineinfressen.

{108} Die Erwähnung der Mutter im Zusammenhang mit dem Unbewussten ist mehr als eine allegorisierende Verzierung. Diese Analogie ist von so großer symbolischer Bedeutung, dass ich noch ausführlicher auf sie zurückkommen werde.

{109} Aber schon in unserem jetzigen Gedankengang gibt sie uns einen bedeutsamen Hinweis. Die Zuordnung des unbewussten Zustandes zur Mutter liegt deswegen so nahe, weil es der Zustand des kleinen Kindes ist. Das Kind lebt mit der gleichen Ausschließlichkeit sowohl im unbewussten Zustand als auch in der leib-seelischen Welt der Mutter. Drängt es sich da nicht auf, das, was wir heute das Unbewusste nennen, mit der Mutter gleichzusetzen? Solange das Unbewusste - als der allgemeinmenschliche Gegenpol des Bewusstseins - noch nicht als etwas eigenständig Seelisches erkannt ist, erscheint es mit der Mutter identisch, und es ist ein nahe liegender Schritt, es von der Mutter auf die Frau schlechthin zu übertragen. Hier aber setzt eine tief gehende Differenz zwischen den Geschlechtern ein: Die Gleichsetzung der Frau mit dem Unbewussten schafft für die Männer einen entlastenden Sündenbock, während sie die Frau nicht nur mit vermeintlicher Schuld, sondern vor allem mit dem Makel der Minderwertigkeit belastet.

{110} Männer können nun sagen: Das Bewusstsein sind wir! Wir haben es den Frauen (oder Müttern) abgerungen, und wir sind berufen, es zu verteidigen. Wir, als Männer und Väter, verkörpern das Bewusstsein; die bösen, ungeistigen, sinnlichen, verführerischen Wesen aber, die uns zurücklocken wollen in den Mutterschoß des Unbewussten, das sind die Frauen, die ja alle nur Vertreterinnen der Großen Mutter sind. Die Mütter, und somit alle Frauen, sind verschlingende Drachen, verzaubernde Hexen, in den Abgrund ziehende Nixen; lasst sie uns nicht nur meiden, sondern überwältigen, so wie der Erzengel Michael den bösen Drachen überwand.

{111} Woher sollte eine Gegenwehr der Frauen ihre Argumente nehmen? Die Mutter, deren Nähe zur Welt des Unbewussten für sie als Mädchen genauso unmittelbare Erfahrung war wie für Knaben, war für sie nie »das Andere«, Fremde, sondern im Gegenteil, sie konnten in die mütterliche Welt als in ihr Eigenes hineinwachsen. Wenn aber das Bewusstsein, das auch ihnen als erstrebenswerte Kostbarkeit erschien, so energisch von Männern und Vätern als Eigentum beansprucht wurde, dann mussten sie, wenn sie sich an den Männern maßen, ihren angeblich minderen Wert, ihre Verhaftung an das Ursprüngliche und Unbewusste, wohl oder übel akzeptieren - einfach auf Grund ihrer fraulich-mütterlichen Eigenart.

{112} (Ich will hier einfügen, dass diese Gedankengänge, sofern sie sich auf geschichtliche Entwicklungen beziehen, natürlich nur Vermutungen darstellen; und selbst als individuelle Entwicklungen bei heutigen Mädchen oder Frauen kann ich ihr Vorkommen zwar aufgrund meiner analytischen Praxis für wahrscheinlich halten, ohne sie jedoch als bewiesen anzusehen. Dennoch scheinen mir solche Vermutungen sinnvoll, und ich will sie fortsetzen.)

{113} Ich sagte eben, dass Frauen ihren vermeintlich minderen Wert - und verbunden damit ihre Sündenbock Rolle - akzeptieren mussten, sofern sie sich an den Männern maßen. Insoweit aber, als sie sich dazu nicht nötigen ließen, sondern sich selber treu blieben, entwickelten sie eine eigene, weibliche Art von Bewusstsein (und Selbstbewusstsein!) , die zwar äußerlich keine Triumphe feierte wie das männliche, die aber als unterirdische Gegenströmung eine ausgleichende, ja rettende Funktion in der mehr und mehr von Männern beherrschten Welt ausübt.

{114} Dieses weibliche Bewusstsein (das Erich Neumann etwas missverständlich das »matriachale« nennt; Anm. 7) , macht sich nicht gewaltsam vom Unbewussten los, es widersteht der Versuchung, sich selbst absolut zu setzen. Indem es seinen Ursprung nie vergisst, geschweige denn verleugnet, ist es zwar weniger scharf und trennend als das männliche (oder, mit Neumann, »patriachale«) Bewusstsein, damit aber auch weniger einseitig, weniger zerstörerisch, mehr verbindend. Das weibliche Bewusstsein hat gewissermaßen mehr Zeit als das männliche; es verlässt sich mehr auf die im Unbewussten herrschenden Kräfte der allmählichen Wandlung als auf die ungeduldige Veränderungssucht des einseitigen männlichen Bewusstseins, dem Erkennen, Handeln und Haben mehr bedeuten als Ahnen, Geschehenlassen und Sein. Dennoch ist es im vollen Sinne des Begriffes »Bewusstsein«, das einen Gegenpol zum Unbewussten darstellt, aber nicht in feindlicher, sondern in fruchtbarer Spannung.

{115} Aber gerade das verbindende, ausgleichende, auf Gegensatz-Vereinigung hinzielende Wesen des weiblichen Bewusstseins (das in seiner bestehen bleibenden Rückverbindung zum Unbewussten seine Ursache hat) ließ es dem einseitig männlichen Bewusstsein unterlegen erscheinen. Seine besonderen Qualitäten wurden vom männlichen Bewusstsein in einem solchen Maße verkannt, dass schließlich unter Männern nur noch männliches Bewusstsein als Bewusstsein überhaupt galt, während die Eigenarten des weiblichen Bewusstseins dem Unbewussten zugeschlagen wurden. So konnte es zu der verfälschenden Gleichung: Mann = Bewusstes, Frau = Unbewusstes kommen, die in der Tat nichts anderes war als eine Beraubung des menschlichen Bewusstseins um seine weibliche Hälfte.

{116} Das einseitig männliche Bewusstsein aber steht im Begriff, sich selber ad absurdum, nämlich uns alle in den Untergang zu führen; was uns vielleicht noch retten kann, sind die Frauen. Allerdings nur dann, wenn sie sich endlich der Vorherrschaft des männlichen Bewusstseins entziehen, indem sie es nicht länger nachzuahmen versuchen, sondern ihm ihr weibliches Bewusstsein entgegensetzen, um dadurch - für sich selber und für die Männer - die Synthese eines menschlichen Bewusstseins vorzubereiten.

{117} Aber ist das möglich? Wären Menschen denkbar, die zwar Männer oder Frauen sind, aber gleichwohl beide am männlichen wie am weiblichen Bewusstsein Anteil haben? Oder müssen wir - aus der Sicht dieser Betrachtungsweise - entweder resignieren oder unsere Hoffnung doch auf einen zukünftigen Einheitsmenschen setzen, der entweder geschlechtslos oder ein Zwitter ist?

{118} Hier komme ich wieder auf das männliche und das weibliche Prinzip zurück und auf die Notwendigkeit, diese beiden Prinzipien von den biologischen Wesen »Mann« und »Frau« zu unterscheiden. So verheerend nämlich wie die Gleichsetzung von Frau und Mann mit dem Unbewussten und dem Bewusstsein ist, so falsch wäre die Annahme, dass das weibliche Prinzip nur in der Frau und das männliche nur im Manne verkörpert sei.

{119} Nein, so wie beide Geschlechter im gleichen Maße, wenn auch in verschiedener Weise, am Unbewussten wie am Bewusstsein teilhaben, so sind auch beide Prinzipien, das weibliche wie das männliche, in beiden Geschlechtern gegenwärtig. Diese Erkenntnis reicht vom Yin-und-Yang-Konzept der chinesischen Philosophie bis hin zur heutigen Biologie, die sie (in der Erforschung von Genen, Hormonen und der beiden unterschiedlichen Hirnhälften) im Bereich der Naturwissenschaft geradezu zu beweisen scheint. Diese Erkenntnis ist aber auch ein Ergebnis der Analytischen Psychologie C. G. Jungs, und in diesem Zusammenhang will ich sie etwas näher erläutern.

{120} In ihrem bewussten Selbstverständnis sind Frauen eindeutig weiblich und Männer eindeutig männlich. Die geschlechtliche Identität ist zunächst eine biologische Tatsache und wird sodann ohne Zweifel durch Erziehung und Kulturkanon befestigt. Das geschieht, indem die jeweilige Kultur mehr oder weniger klare Regeln darüber aufstellt, wie eine Frau und wie ein Mann zu sein (oder mindestens: zu scheinen) habe.

{121} Solche Eigenschaften, Fähigkeiten oder Neigungen, die dem kulturspezifischen Bild des jeweiligen Geschlechts nicht entsprechen, werden aus Gründen der sozialen Anpassung verdrängt und bilden schließlich im Unbewussten des Individuums ein Konglomerat von verdrängten Möglichkeiten, die ursprünglich einmal vorhanden waren, aber wegen ihres vermeintlichen gegengeschlechtlichen Charakters dem Bewusstsein fern gehalten werden müssen.

{122} In unserer Kultur sind das, stichwortartig angedeutet, bei den Frauen vor allem intellektuelle Qualitäten wie: scharfes Urteilsvermögen, Objektivität, Freude am intellektuellen Disput. Als »weiblich« hingegen gelten in unserer Kultur vor allem Gefühlsqualitäten wie: starke Affekte, überwältigende Emotionen, »weibische« Launen, irrationale Stimmungen und so weiter. Frauen dürfen diese Eigenschaften besitzen; Männer müssen sie, wenn sie nicht als unmännlich gelten wollen, gefälligst verdrängen. Wir finden also im persönlichen (das heißt: durch Verdrängung entstandenen) Unbewussten der Frau Eigenschaften, die in ihrer Kultur als männlich gelten, und im persönlichen Unbewussten des Mannes solche, die wegen ihrer angeblichen Weiblichkeit dorthin verdrängt werden.

{123} Bekanntlich bezeichnet C. G. Jung die Summe der aus kulturellen, moralischen oder persönlichen Gründen verdrängten Eigenschaften als den »Schatten« eines Menschen. Was zum Schatten gehört, bleibt undifferenziert, primitiv und in diesem Sinne »minderwertig«. Das gilt auch für die wegen ihrer (vermeintlichen) Gegengeschlechtlichkeit verdrängten Qualitäten: Das verdrängte und deswegen undifferenzierte Gefühl des Mannes kommt als Launenhaftigkeit, Sentimentalität, Eitelkeit, Selbstmitleid oder Gefühlsduselei zum Vorschein; es manifestiert sich, mit anderen Worten, als Zerrbild dessen, was als weiblich gilt. Umgekehrt bei der Frau: Die intellektuellen Fähigkeiten, die sie als angeblich »männlich« verdrängen musste, bleiben im Schatten undifferenziert und kommen deswegen oft verzerrt zur Erscheinung: als Rechthaberei, als unreflektierte Meinung, als starre Pseudo-Intellektualität und so weiter.

{124} Es gibt also eine dem Schatten angehörende »minderwertige« (weil undifferenzierte) Weiblichkeit im persönlichen Unbewussten des Mannes und eine »minderwertige« (weil undifferenzierte) Männlichkeit im persönlichen Unbewussten der Frau. Waren etwa diese, in ihren Manifestationen überwiegend unerfreulichen, Bestandteile des Unbewussten gemeint, wenn ich oben sagte, dass das männliche Prinzip im Unbewussten der Frau und das weibliche in dem des Mannes enthalten sei? Keineswegs. Und doch legt der unter Jung'schen Analytikerinnen und Analytikern übliche Sprachgebrauch dieses Missverständnis leider nahe. Es werden nämlich die von C. G. Jung verwendeten Begriffe »Animus« und »Anima« oft so verwendet, als bezeichneten sie vorwiegend jene geschlechtsspezifischen Schatten-Teile, die ich soeben skizziert habe. Tatsächlich aber meint Jung mit dem »Animus« den Archetypus des gesamten männlichen Prinzips im Unbewussten der Frau und mit der »Anima« den Archetypus des gesamten weiblichen Prinzips im Unbewussten des Mannes.

{125} Was heißt das? Ich erinnere nochmals an das, was ich über die beiden Grundprinzipien menschlicher Welterfahrung geschrieben habe. Zum weiblichen Prinzip gehören Ruhe und allmähliche Wandlung, Abwarten-Können und Geschehen-Lassen, Wärme und Anpassungsfähigkeit, Fruchtbarkeit und rhythmisch gegliedertes Leben, aber auch Passivität, Wahnsinn, Abgrund und Tod. Gleichwohl besitzt es auch den Aspekt der besonnenen Tat und des Geistes, allerdings nicht des abstrahierend-trennenden, sondern des liebend-versöhnenden Geistes.

{126} Diese Qualitäten des weiblichen Prinzips, die dem Bewusstsein des Mannes zwar erfahrbar, aber doch fremd sind, machen das eigentliche Wesen seiner Anima aus, das heißt, sie sind in seinem Unbewussten lebendig und bilden dort die andere, nämlich weibliche Seite seiner Natur.

{127} Das männliche Prinzip habe ich charakterisiert als unterscheidend, planend und aggressiv. Es setzt Ordnungen und ist nicht durch natürlichen Rhythmus und Wandlung bestimmt, sondern erstrebt aktiv herbeigeführte und notfalls erzwungene Veränderung. Es lässt Geist vor allem als »himmlischen«, von oben kommenden Geist gelten und steht in der Gefahr, die geistigen Qualitäten des Natürlichen zu verkennen.

{128} Dieses männliche Prinzip, das die Frau in ihrem Bewusstsein eher als fremd empfindet, ist doch als Archetypus in ihrem Unbewussten enthalten und bildet als Animus die andere, männliche Seite ihrer Natur.

{129} Der Mann kann also das weibliche Prinzip in sich selbst nur dann erfahren, wenn er sich dem Unbewussten zuwendet oder wenn er sich, anders ausgedrückt, auf eine Auseinandersetzung mit der Anima bewusst einlässt. Und die Frau findet den Zugang zum männlichen Prinzip in ihr selbst nur dadurch, dass sie sich bewusst dem Animus zuwendet. Gültig und von großer Bedeutung ist aber auch die Umkehrung dieses Satzes. Sie besagt: Die bewusste Zuwendung zum Animus oder zur Anima ist Voraussetzung dafür, dass der Mensch in tiefere, kollektive Schichten des Unbewussten Eingang findet. In diesem Sinne erfüllen Anima und Animus die Funktion einer Vermittlung zwischen dem Bewussten und dem Unbewussten.

{130} Wie das geschieht, werde ich später ausführen. Vorher muss aber noch der Begriff der »Besessenheit« durch Anima und Animus erläutert werden, der in der Jungschen Psychologie eine große und oft zu Missverständnissen führende Rolle spielt.

{131} Wenn der Mann seiner Anima vollkommen unbewusst ist (das heißt, wenn er auch nicht im Geringsten ahnt oder zugeben mag, dass sich in den tieferen Schichten seiner Seele »weibliche« Eigenschaften regen), dann kann die Anima von ihm Besitz ergreifen, und er wird »Anima-besessen«.

{132} Dieser Zustand ist weitgehend mit dem identisch, den ich soeben geschildert habe als Auswirkung der »minderwertigen« Weiblichkeit im Schatten des Mannes. Die unerkannte, weil abgewehrte Anima bemächtigt sich dabei derjenigen verdrängten Eigenschaften des Mannes, die wegen ihrer (wirklichen oder vermeintlichen) Weiblichkeit nicht bewusst gelebt werden dürfen und deswegen undifferenziert bleiben. Die kindischen Launen oder sentimentalischen Gefühle des »Anima-besessenen« Mannes sind aber viel mehr ein Ausdruck des verzerrenden männlichen Schattens als ein Hinweis auf das weibliche Prinzip im Unbewussten des Mannes.

{133} Diese - leider nicht übliche - Unterscheidung ist noch wichtiger, wenn von der »Animus-besessenen« Frau die Rede ist. Wenn Jungsche Psychologen (und Psychologinnen!) sich über deren störrische Prinzipienreiterei oder kämpferische Pseudo-Logik lustig machen, dann entsteht daraus allzu oft eine Geringschätzung des Animus, die genau genommen nicht diesem, sondern dem Schatten der Frau zu gelten hätte. Unbewusster Animus mag diese »männlichen« Schatten Teile der Frau mit aufgeladen haben, aber es ist ein verhängnisvoller Kurzschluss, wenn immer wieder aus den Symptomen der »Animus-Besessenheit« das Wesen des Animus abgeleitet wird. Der Animus als Archetypus des männlichen Prinzips im Unbewussten der Frau repräsentiert unendlich viel mehr als die bemühende oder lächerliche Besserwisseri jenes Zerrbildes von »Männlichkeit«, das mit dem Ausdruck der Animus-Besessenheit belegt wird. (Übrigens ist von diesen Überlegungen her auch verständlich, wieso es immer wieder Verhaltensweisen von Männern gibt, die der Animus-Besessenheit von Frauen aufs Haar gleichen, und dass umgekehrt Frauen nicht selten die als »weiblich« geltenden Gefühlsäußerungen so undifferenziert ausleben, dass sie als »Anima-besessen« bezeichnet werden könnten.) Ich bitte Leserinnen und Leser, die vorstehenden Präzisierungen und Einschränkungen im Sinn zu behalten, wenn ich im weiteren Verlauf des Buches von »Besessenheit« oder »Dominierung« durch Anima oder Animus sprechen werde.

{134} In Bezug auf den Animus werde ich außerdem eine Unterscheidung treffen, die sich teilweise an Erich Neumann anlehnt. Neumann bezeichnet die oberflächlichen, schatten-nahen Schichten des Animus als »patriarchalen Animus« (Anm. 8), und diesem werde ich den »matriarchalen Animus« gegenüberstellen. (Neumann verwendet dafür einen anderen, noch komplizierteren Ausdruck.) Im matriarchalen Animus ist das männliche Prinzip gewissermaßen durch die weibliche Umgebung gemildert; es verliert einen Teil seiner Härte und Schärfe, es gewinnt an Naturnähe und Beziehungsfähigkeit. Vor allem aber repräsentiert der matriarchale Animus einen Aspekt des Geistigen, der dem männlichen Prinzip im Bewusstsein des Mannes fehlt; er stellt den »Geist der Natur« oder den »Erdgeist« dar, der in unserer patriarchalen Kultur bar jeden Ansehens (weil nicht »vom Himmel«) ist, der aber sein verborgenes Leben im matriarchalen Bewusstsein führt. (Ich habe lange versucht, der Unterscheidung zwischen patriarchalem und matriarchalem Animus eine entsprechende Differenzierung des Anima-Begriffes an die Seite zu stellen. Aber es ist mir nicht gelungen. Bedarf es dazu vielleicht einer weiblichen Autorin? Jedenfalls muss ich mich in diesem Buch damit begnügen, zwischen der bewusst wahrgenommenen und der unbewussten Anima zu unterscheiden. Es muss ja auch nicht um jeden Preis eine Spiegel-Symmetrie zwischen Frauen und Männern angenommen werden.)

{135} Es ist nicht zu leugnen - und auch von C. G. Jung unterstrichen worden (Anm. 9) -, dass das theoretische Verständnis der Begriffe Anima und Animus beträchtliche Schwierigkeiten bereitet. Ich will deswegen darauf verzichten, die weiteren Differenzierungen der beiden Begriffe, die Jung vorgenommen hat (Anm. 10), hier zu referieren. Wichtiger für unseren Zusammenhang ist die Tatsache, dass Anima und Animus, wie alles Unbewusste, nur dadurch vom Bewusstsein erkannt werden können, dass sie zunächst unbewusst auf geeignete Projektionsträger projiziert werden. In der Kindheit sind diese Projektionsträger im Allgemeinen die gegengeschlechtlichen Eltern, sodass der Knabe in der Mutter die Anima, das Mädchen im Vater den Animus erfährt. Erst die gelungene Ablösung von den Eltern erlaubt es den Heranwachsenden, Animus oder Anima aus den Eltern Archetypen herauszulösen und auf andere gegengeschlechtliche Menschen zu projizieren. (Diese Entwicklungsschritte vollziehen sich selbstverständlich ohne aktive Beteiligung des Bewusstseins.) In der Projektion werden sie als etwas dort draußen Befindliches erfahren, das scheinbar mit der eigenen Seele nichts zu tun hat; durch ein allmähliches Wahrnehmen der Projektion kann es aber dazu kommen, dass das Projizierte schließlich »zurückgenommen« und als etwas Eigenes integriert wird.

{136} Dass solches Re-integrieren der projizierten Archetypen Animus und Anima von vielen Menschen geleistet werden könnte, ist die Hoffnung, die der Jungsche Analytiker für die Zukunft hegt. In der Gegenwart ist allerdings ganz überwiegend das Stadium der gegenseitigen Projektionen zu beobachten. Das heißt praktisch: Die Frau erlebt im Mann, je mehr er ihr bedeutet, ganz vorwiegend ihre eigene unbewusste Männlichkeit, eben ihren Animus. Und die Liebesgedichte wie die Spötteleien der Männer über Frauen sagen oft mehr über ihre Anima als über die Frauen, die deren Projektion tragen.

{137}

Sexualität und Eros

{138} Vor zehn Jahren schrieb ich schon einmal ein Kapitel über Sexualität und Eros. Es ging mir damals darum, die untrennbare Einheit von Eros und Sexus zu verteidigen und nach ihrer religiösen Bedeutung zu fragen. Ich versäumte zwar nicht, unter Hinweis auf meine psychiatrische Erfahrung, einzuräumen, dass die Sexualität auch »Ursache unermesslicher Qualen« sei, aber ich schrieb doch: »Man sollte dem Sexus weder Dumpfheit noch Stereotypie zum Vorwurf machen, sondern man sollte zunächst einmal feststellen, dass dem Menschen nur wenige Erfahrungsmöglichkeiten gegeben sind, die eine gleiche Intensität aufweisen wie der Orgasmus ... Ich bekenne mich rückhaltlos zustimmend sowohl zur animalischen als auch zur Genussseite des Sexus, und ich bezweifle die Kompetenz jeden Autors, der über Sexualität schreibt, ohne dieses Bekenntnis vorzuschicken.« (Anm. 1)

{139} Die Kompetenz jeden Autors. Es war nicht nur der übliche Sprachgebrauch, der mich die maskuline Form wählen ließ. Ich habe mir damals auch tatsächlich Autorinnen zu diesem Thema nicht vorgestellt; ich zog sie überhaupt nicht in Betracht.

{140} An meiner in jenem Kapitel enthusiastisch geäußerten Bejahung der Sexualität und an meiner Überzeugung, dass gerade in der bedingungslosen Hingabe an den Sexus der Eros immer mit enthalten ist, muss ich für mich selber nichts korrigieren. Hätte ich aber vor zehn Jahren schon »Das andere Geschlecht« von Simone de Beauvoir (Anm. 2) oder »Sexus und Herrschaft« von Kate Millet (Anm. 3) zur Kenntnis genommen, dann hätte ich auf den Sexus als »Ursache unermesslicher Qualen« ganz anders eingehen müssen.

{141} Die Lektüre dieser und etlicher anderer feministischer Bücher hat mich über die Sexualität als Basis der »Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft« (Kate Millet) so eindrücklich belehrt, dass ich selbst die feministische Wortschöpfung »Phallokrate« gelten lasse, obwohl sie beträchtlich in meinen Männerohren knirscht. Sexualität als Qual; Ich dachte dabei vor zehn Jahren nicht nur an diejenigen ihrer Erscheinungsformen, die in der Psychiatrie als »Perversionen« bezeichnet werden, sondern auch an die vielen mir bekannten Schreckens-Ehen, in denen ungelebte oder verzerrt gelebte Sexualität beide Partner quälen kann; oder an die gescheiterten Liebesgeschichten, in denen sie - aus der Sicht von Frauen wie von Männern - eine zerstörerische Rolle gespielt hatte. Ich hatte ein Bild davon, wie kläglich ungeschickt viele Männer als Liebhaber sind, und ich wusste, wie viele Frauen in der Sexualität entweder eine lästige Pflichtübung oder ein listiges Machtmittel sehen - in beiden Fällen als Schauspielerinnen agierend, für die die Sexualität um ihrer selbst willen überhaupt nichts bedeutet.

{142} Ich wusste aber auch um viele Beispiele gelungener sexueller Partnerschaft, weiß das auch heute noch und vermute deswegen auch das Vorkommen massiver Generalisierungen in der feministischen Literatur, weil ich nur wenige Autorinnen gefunden habe, die auch nur mit der Möglichkeit einer nicht auf Unterdrückung beruhenden sexuellen Beziehung zwischen Männern und Frauen rechnen. Dennoch: An der Tatsache, dass Männer ihre äußerliche Herrschaft über die Frauen zum großen Teil auf Sexualität erbaut haben, scheint mir kein Zweifel möglich zu sein, und wenn das der Fall ist, ist sie natürlich in einer viel grundsätzlicheren Weise, als ich eben angedeutet habe, eine Ursache permanenter Qual - nämlich für die Frauen.

{ 143 } Ich will aber alle theoretischen Erörterungen jetzt beiseite lassen und mich der Bedeutung der körperlichen Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern zuwenden. Die in den beiden ersten Kapiteln versuchten Beschreibungen von Frauen und Männern, die im Wesentlichen auf deren psychische Eigenschaften zielten, haben unverkennbare Entsprechungen auch im Leiblichen. An erster Stelle gilt zwar ganz augenfällig auch hier; Die Summe der Gemeinsamkeiten ist unvergleichlich viel größer als die der Unterschiede. Und doch sind die Unterschiede nicht ganz so klein, wie es Alice Schwarzers berühmter Buchtitel nahe legen möchte. Natürlich ist der Penis klein (Alice Schwarzer versäumt nicht, die Durchschnittsmaße anzugeben; (Anm. 4), aber die Verschiedenartigkeit der Erfahrung des eigenen Leibes bei Frauen und Männern ist beträchtlich.

{ 144 } Ich halte nicht viel von der allegorischen Ausdeutung oder mythologischen Überhöhung unanschaulicher biologischer Fakten und will deswegen weder auf die »Geschlechtshormone« noch auf die so gern herangezogene Sache mit den XY Chromosomen eingehen. Aber die sichtbaren, tastbaren und erlebbaren Geschlechtsunterschiede scheinen mir bedeutungsvoll und bezeichnend.

{ 145 } Ich muss jetzt mit dem Mann beginnen: Ich hatte ihn als »zwiespältig« bezeichnet und damit einerseits seine Gespaltenheit in sich selbst und andererseits seine Tendenz gemeint, aktiv spaltend mit dem umzugehen, was er erlebt. Ich hatte ihm erhöhte Selbstbeobachtung und damit größere Distanz zugesprochen und ihn in diesem Sinn als mehr »analytisch« bezeichnet, als es Frauen im Allgemeinen sind. Ich habe die Ansicht vertreten, dass er seine Zwiespältigkeit positiv als »Dialektik« einsetzen kann und dass seine Aggressionstendenz und sein Machtstreben ihn gegenüber der Natur und den Menschen zum Eingreifen, Handeln und Verändern treiben. Schließlich hatte ich mich der Jungschen formelhaften Unterscheidung angeschlossen, die den Mann mehr dem »Logos«, die Frau mehr dem »Eros« zuneigen lässt.

{ 146 } Manches von dieser männlichen Einstellung lässt sich andeutungsweise wieder erkennen in der Beziehung des Mannes zu seinem Leib. Dass der Dualismus von Leib und Seele grundsätzlich eine männliche Erfindung oder Erfahrung sei, kann ich natürlich nur vermuten. Dass aber der Leib als etwas Fremdes, Unvertrautes, als ein objektives Ding erfahren wird, das einem zwar gehört, von dem man sich aber doch unterscheidet, das habe ich viel häufiger von Männern als von Frauen gehört. Und das gilt auf jeden Fall für die Rolle, die sein einziges erkennbares Geschlechtsorgan für ihn spielt: Penis und Hodensack sind wirklich »Anhängsel« (in der Frauenliteratur habe ich drastischere Namen gelernt), die ein vom Ich fast abgespaltenes Eigenleben führen. Ich habe als Junge noch oft gehört, dass man von »seiner Männlichkeit« sprach, wenn man die Geschlechtsteile eines Knaben oder Mannes meinte. »Die Männlichkeit« ist also genau lokalisiert und lässt sich mit Händen greifen; sie ist zudem von Anfang an vorhanden und macht ihre Eigenständigkeit schon früh unübersehbar deutlich. Doch so nachdrücklich Spontanerektion und nächtlicher Samenerguss den Knaben einerseits über die Trennung zwischen seinem bewussten Ich und seiner Sexualität belehren, so eindrucksvoll erfährt er andererseits auch seine Macht über sie: Die Möglichkeit der Onanie drängt sich mit solcher Handgreiflichkeit auf, dass ich den Statistikern oder deren Auskunftspersonen nicht traue, die berichten, etwa 3 Prozent der Männer hätten in ihrem Leben niemals onaniert. Es müssen weniger sein. Der selbstausgelöste Orgasmus ist jederzeit und mühelos zur Hand: Welches Gefühl von Macht, von Handlungsfähigkeit, von Autonomie! Welche Versuchung damit aber auch, sich von Kommunikation unabhängig zu fühlen und die Sexualität zu einer vom übrigen Leben abgespaltenen physischen Lustquelle zu machen, die mit seelischem Fühlen oft nur insofern etwas zu tun hat, als sie zur Tröstung im Kummer oder zur Ausfüllung der Langeweile wird.

{147} Dass der Anblick des eigenen erigierten Penis neben der sexuellen Verheißung auch schon für sich allein genommen ein Gefühl von Stärke und Macht vermittelt, weiß ich von vielen Männern. Und die Verhaltensforschung hat uns ausführlich über die Bedeutung des erigierten Gliedes als Macht- und Drohsignal bei den Affen belehrt. Selbst der ohnmächtigste, kümmerlichste Mann trägt also nur schon aufgrund seines Primaten-Erbes und in Gestalt der Schwellkörper seines Penis ein denkbar leicht ansprechendes Machtsymbol mit sich herum - viel häufiger allerdings, als Feministinnen für möglich halten, durchaus nicht zu seiner Freude, Von mehreren Männern weiß ich, dass sie sich ihrer Erektionen schämen; einige von ihnen waren in ihrem Berufsleben außerordentlich mächtige Leute, die aber ihre Macht dort ebenso wenig genießen mochten oder konnten wie im Bereich der »Phallokrate«.

{148} Ist es nur männliches Vorurteil, wenn ich annehme, dass die Beziehung der Frau zu ihrem Leib im Allgemeinen anders ist? Jedenfalls hörte ich Frauen - auch in den Jahren meiner rein ärztlichen Tätigkeit - viel seltener so sachlich-distanziert über ihren Leib wie über ein Ding reden wie Männer. Nach meinem Eindruck - der im Gegensatz etwa zu dem steht, was Simone de Beauvoir schreibt (Anm. 5) - sind Frauen mehr als Männer in ihrem Leib zu Hause. Niemand kann ausschließen, dass sie ihre größere Vertrautheit oder Einheit mit ihrem Leib nur einer jahrtausendealten männlichen Projektion zu verdanken haben, aber auch niemand kann es beweisen. Fest steht, dass sie weniger beobachtend und zimperlich mit ihrem Leib umgehen, dass sie weniger hypochondrisch sind.

{149} Auch die Beziehung, die sie zu sich selbst als Geschlechtswesen haben, wird durch patriarchale Kultureinwirkung mitgeprägt sein; aber einige fundamentale Unterschiede zu den Männern sind eben doch nicht nur »klein«, sondern - unabhängig von allen Umwelt- und Erziehungseinflüssen - bedeutsam.

{150} Das kleine Mädchen findet an sich selbst kein auffälliges Geschlechtsmerkmal vor. Dass es, sobald es den Penis eines männlichen Menschen zum ersten Mal mit Bewusstsein gesehen hat, dieses Gebilde an sich selbst vermisst, ist wahrscheinlich. Es ist indessen eines der großen Verdienste der Frauenbewegung, dass das freudsche Dogma des »Penis-Neides« heute zumindest stark bezweifelt wird. Ganz unabhängig von der Frage des Neides besteht jedoch die Tatsache, dass das Mädchen seine körperliche »Weiblichkeit« nicht von Anfang an augenscheinlich und handgreiflich an sich erfährt und dass das kleine, fast verborgene Organ Klitoris viel seltener als der auffällige Penis die Masturbation nahe legt. (Laut statistischen Angaben hat ein Viertel der 1978 in der BRD befragten Frauen angegeben, niemals onaniert zu haben. (Anm. 6) Erst in der Pubertät beginnt sich die körperliche Weiblichkeit deutlich bemerkbar zu machen: Mit dem Beginn des Menstruationszyklus und der Herausbildung der Brüste erfährt das Mädchen eine Dimension der Sexualität, von der der Mann niemals eine Ahnung hat.

{151} Es liegt mir fern, die Menstruation mystifizieren zu wollen. Mit Recht sind seit Simone de Beauvoir von vielen Frauen ebenso realistische wie bittere Darstellungen dieses »Fluches« verfasst worden. Auch vergesse ich nicht, dass das heutige »Unwohlsein« der menstruierenden Frau zu anderen Zeiten ihre »Unreinheit« bedeutete und dass diese periodische »Unreinheit« sie nicht nur in einen besonderen, geheimnisvollen Stand versetzte, sondern auch zu ihrer Geringschätzung durch die Männer beigetragen hat.

{152} Und doch vermute ich, dass das Ausgeliefertsein an einen schmerzvollen und unpersönlichen Zyklus nicht nur eine Demütigung und Benachteiligung der Frau sein muss. Jedenfalls dann nicht, wenn sie ihre Fähigkeit zu gebären nicht auch als einen Fluch betrachtet. Um das zu tun, muss sie aber wohl radikale Feministin sein und Gedankengänge hervorbringen, die Männern kaum nachvollziehbar sind. Ich werde solche Gedankengänge im nächsten Kapitel kurz referieren und will jetzt nur festhalten, dass ich in der Gebärfähigkeit der Frau keinen Fluch zu sehen vermag. Und deswegen darf ich mir den Gedanken erlauben, dass die Menstruation trotz aller ihrer Widerwärtigkeiten der Frau doch auch das Bewusstsein vermitteln kann, in einen größeren Kreislauf eingefügt zu sein, an den sie, auch gegen ihren Willen, immer wieder durch ihren Leib erinnert wird. Ob sie diesen Zyklus nun archaisch als den der Mondgottheit oder modern als Hormonzyklus interpretiert, und ob sie die Beziehung zwischen Menstruation und Gebärfähigkeit mythisch ahnt oder naturwissenschaftlich kennt: in jedem Falle realisiert sie, dass sie als Geschlechtswesen eingefügt ist in Beziehungen, die sie über sich selbst hinausweisen.

{153} In deutlicherer Weise dürfte das heranwachsende Mädchen den Beziehungscharakter seiner Sexualität durch seine Brüste erfahren. Wenn der Junge im erigierten Penis ein Symbol autonomer männlicher Macht erfährt, dann das Mädchen in der sich entwickelnden Brust ein solches der Beziehungsfähigkeit. Weder Autonomie noch Macht symbolisieren sich in der Brust, sondern die Bereitschaft, gebend zu kommunizieren. Und selbst noch der »erogene« Charakter der Brustwarze ist weit mehr auf die Berührung durch einen anderen als auf »Selbstgenuss« angelegt.

{154} So scheint mir, dass sich ohne gesuchte Konstruktionen einige Entsprechungen zwischen den psychischen und den organischen Merkmalen der beiden Geschlechter ergeben. Viel deutlicher aber wird der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Eigenart erkennbar, wenn wir die im engeren Sinne sexuellen Verhaltensweisen von Männern und Frauen betrachten.

{155} Die anatomisch-physiologischen Fakten sind inzwischen durch zahlreiche Publikationen glücklicherweise weithin bekannt, sodass ich sie nur ganz summarisch und ohne Begründungen der Einzelheiten aufzählen will.

{156} Der Mann ist nicht nur leichter und schneller, sondern auch häufiger sexuell ansprechbar als die Frau. Das ist eine physiologisch begründete Tatsache, die von einigen Frauen zu Unrecht bestritten wird. Die Erreichung des Orgasmus ist für ihn physiologisch einfacher und von seelischen Faktoren weit weniger abhängig. Er erreicht den Orgasmus schneller, und seine sexuelle Ansprechbarkeit wie seine Potenz lassen unmittelbar nach dem Orgasmus für längere Zeit erheblich nach. Seine sexuelle Erregung drängt direkt auf möglichst rasche Befriedigung, und er kann den sexuellen Vollzug weitgehend als etwas isoliert Körperliches erfahren.

{157} Das sexuelle Erleben der Frau ist sehr viel differenzierter. Die Abspaltung der leiblichen Vorgänge von der seelischen Umgebung ist ihr nahezu unmöglich. Die so viel beschworene »Zärtlichkeit« gehört für die meisten Frauen zu den unverzichtbaren Voraussetzungen sexueller Befriedigung. Ich glaube nicht, dass Frauen es sich als Notlösung eingeredet haben, wenn sie sagen, dass ihnen intensive Zärtlichkeit ohne anschließenden Orgasmus mehr bedeute als ein mehr oder weniger erzwungener Orgasmus ohne vorausgegangene Zärtlichkeit.

{158} Aber nicht nur durch ihre stärkere Verbundenheit mit dem Seelisch-Atmosphärischen und mit der Ganzheit des Leibes ist die Sexualität der Frau differenzierter und damit anspruchsvoller als die des Mannes. Ihr höherer Anspruch ist auch rein anatomisch vorgegeben, und zwar durch jenes kleine Organ, das für den sexuellen Aspekt der »Frauenfrage« von unermesslicher Bedeutung geworden ist: die Klitoris. Völlig zu Recht gibt es seit der Arbeit von Masters und Johnson über »Die sexuelle Reaktion« aus dem Jahre 1966 (Anm. 7) keine ernsthafte Veröffentlichung über die Bedeutung der Sexualität für die Frauenfrage, in der nicht auf dieses äußerlich unscheinbare Organ ausführlich eingegangen wird. Gerade seine äußerliche Unscheinbarkeit macht es aber auch angesichts seiner bedeutenden Funktion zu einem Kardinalpunkt sexueller Problematik.

{159} Die Klitoris nimmt unter allen Organen der menschlichen Anatomie eine Sonderstellung ein. Sie hat die einzige Funktion, sexuelle Lust zu ermöglichen, ohne irgendwelche anderen Aufgaben zu erfüllen. (Was man ja vom Penis nicht sagen kann.) Masters und Johnson konnten in ihren sachlich ebenso wichtigen wie (bei unsachlicher Betrachtung) unsympathischen Experimenten nachweisen, dass der Orgasmus der Frau immer eine direkte oder indirekte Reizung der Klitoris voraussetzt. Damit war die alte und von Freud in seinen Theorien über die weibliche Sexualität mit einbezogene Theorie widerlegt, dass der »klitoriale Orgasmus« eine »unreife« Form sei, die eines Tages von der »reiferen« Form des »vaginalen Orgasmus« abgelöst werden könne. Wir werden gleich sehen, warum diese Widerlegung von so eminenter Bedeutung für das sexuelle Selbstverständnis der Frau ist, Bemerkenswerter noch als die funktionelle Spezialisierung der Klitoris scheint mir ihre anatomische Lage, Angesichts der in der Biologie allgemein anzutreffenden Zweckmäßigkeit aller Baupläne und Funktionszusammenhänge sollte man annehmen, dass die Klitoris im Bereich der äußeren weiblichen Geschlechtsorgane so gelagert sei, dass sie beim Eindringen des Penis in die Vagina mit großer Sicherheit berührt würde. Das aber ist durchaus nicht der Fall. Bei keiner der verschiedenen Bewegungskombinationen, die beim Geschlechtsverkehr möglich sind, kommt es jemals zu einer direkten Reizung der Klitoris - sie wird jeweils nur indirekt durch Zug oder Druck im umliegenden Gewebe, also höchst unzulänglich, gereizt. Und nochmals: einen ausschließlich durch Berührung der Vagina ausgelösten Orgasmus gibt es nicht.

{160} Das ist eine physiologische Entdeckung, deren psychologische Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Es ist also nicht Unreife der Frau oder »mangelnde Hingabe«, wenn der so genannte normale Geschlechtsakt sie nicht befriedigt. Ein ganzes Gespinnst von Minderwertigkeitsgefühlen, Vorwürfen und Demütigungen, das sich um den grässlichen Begriff »Frigidität« herum gebildet hat, wird weggefegt. Der männlichen Selbstgefälligkeit, die auf ihre Potenz und die dadurch erbrachte Leistung pocht und achselzuckend über die »Asexualität« der Frau hinwegtrampelt, wird der Boden unter den Füßen weggezogen. Die Frau, die »nichts empfindet«, hat nicht versagt, sie leidet nicht an »Gefühlskälte«, sie muss nicht entweder resignieren oder Theater spielen, sondern...

{161} Ja, sie müsste dazu stehen, dass ihre Sexualität anspruchsvoller ist als die des Mannes. Denn was der Mann als die normale sexuelle Verhaltensweise der Menschen ansieht, das ist für die Hälfte der Menschen zu wenig, zu simpel, zu sehr nur der männlichen Begabung für Grobmotorik entsprechend.

{162} Der vielsagende Begriff »Zärtlichkeit« bekommt dann eine sehr praktische Bedeutung: Die zarte Berührung der Klitoris mit mehr zur Feinmotorik begabten Gliedmaßen als dem Penis wird von der Anatomie der Frau herausgefordert. Wollte ich mythologisierend über die Anatomie spekulieren, würde ich meinen, die Götter hätten den weiblichen Leib gerade so geschaffen, wie er ist, um den Männern Zärtlichkeit abzuverlangen. Aber die Mehrzahl der Männer verstand diese Aufforderung nicht oder wollte sie nicht verstehen.

{163} Wie gut ist nur schon aus dieser einzigen Perspektive des sexuellen Verkanntseins (von der sexuellen und kulturellen Unterdrückung einmal ganz abgesehen) die Frauenbewegung zu verstehen! Wie einleuchtend ist es auch, wenn viele Frauen in der lesbischen Verbindung eine bessere Möglichkeit erotischer und sexueller Verwirklichung sehen, zu der der Mann offenbar nicht taugt. Denn was soll schon vom Eros des Mannes zu halten sein, wenn er einerseits dessen sexuelle Erfüllung nahezu ausschließlich im Orgasmus erfährt, aber andererseits nicht einmal spürt, dass seine angebliche Geliebte bei seinen groben Übungen leer ausgeht?

{164} An dieser Stelle empfinde ich das Bedürfnis, wieder auf die Seite des Mannes zu wechseln und wenn auch nach keiner Entschuldigung, dann doch nach einem Grund für sein erotisches Versagen zu suchen.

{165} Ich will vorausschicken, dass ich den Begriff Eros noch im gleichen Sinne verwende wie vor zehn Jahren, als ich darüber schrieb. Ich verstehe Eros als »ein Sehnen des Getrennten nach Vereinigung; als ein Zueinanderstreben getrennter Teile, die in ihrer Verbindung eine mögliche neue Ganzheit ahnen; als eine Dynamik, die das Individuum zur Sprengung seiner Grenzen bewegt, mit dem Ziel, eine neue, sich selbst übertreffende Gestalt zu schaffen«. (Anm. 8)

{166} Ich habe früher betont, dass Eros nach meinem Verständnis - wie nach dem von Platons »Gastmahl«, an das meine Beschreibung sich anlehnt - keineswegs nur zwischen getrennten Geschlechtern auftreten kann. Im Zusammenhang mit dem vorigen Kapitel dieses Buches kann ich das andeutungsweise begründen: Da beide Geschlechter sowohl am männlichen als auch am weiblichen Prinzip teilhaben, können Mann und Frau auch im gleichgeschlechtlichen Partner den andern Pol wahrnehmen, nämlich dann, wenn sie sich auf den Animus der Partnerin oder auf die Anima des Partners beziehen. Auch dann fehlt im »Zueinanderstreben getrennter Teile« nicht die Möglichkeit einer »neuen Ganzheit«.

{167} Ich habe den Eindruck gewonnen, dass gleichgeschlechtliche Beziehungen zwischen Männern gefährdeter sind als solche zwischen Frauen. Und zwar nicht in erster Linie wegen des größeren Verfemungsdruckes, der immer noch auf ihnen liegt, sondern aus einem anderen Grunde. Wenn in erotischen Beziehungen zwischen Männern die Anima ins Spiel kommt (und nur dann sind sie mehr als »Homosexualität«), dann beweist sie gerade hier sehr oft ihre Sprunghaftigkeit, Launenhaftigkeit und Destruktivität. Gerade der seine Anima in die gleichgeschlechtliche Beziehung einbringende Mann scheint mir dazu zu neigen, die Beziehung immer wieder sehr abrupt abzuwerten und zu zerstören; insbesondere durch jenen Zynismus, der oft ganz unvermittelt konstatiert, all das erotische Fühlen sei ja in Wirklichkeit doch nur ein einziges Theater, denn es gehe letztlich doch nur um Sex. Es scheint mir dass die Sehnsucht nach Überwindung der männlichen Gespaltenheit in der homoerotischen Beziehung zwar sehr intensiv erfahren wird, aber fast nie zu befriedigen ist. Die Anima - wenigstens in ihren oberen Schichten - scheint dieser Sehnsucht nicht gewogen zu sein, sondern unternimmt alles, um ihre Erfüllung zunichte zu machen.

{168} In erotischen Beziehungen zwischen Frauen scheint mir die Bedrohung durch zynische Entlarvungs-Manöver viel geringer zu sein. Patriarchaler Animus kann zwar zu jener Pseudomännlichkeit der einen Partnerin führen, die zwischen manchen lesbischen Paaren sehr ähnliche Unterdrückungsmechanismen aufkommen lässt wie zwischen Männern und Frauen, aber von zynischer Abwertung des Eros und der Diffamierung der Beziehung als nur - sexuell habe ich von lesbischen Frauen nie etwas gehört. Mir scheint im Gegenteil, dass der Eros zwischen Frauen nicht nur subtilste Zärtlichkeit entstehen lassen kann, sondern auch eine vom Eros durchdrungene und auf den Eros selbst gerichtete geistige Spannung, die in dieser Intensität unter Männern seltener ist.

{169} Sollte es so sein, dass nicht nur Frauen, sondern auch ihr matriarchaler Animus für die Liebe begabter sind als Männer und die Anima?

{170} Ich will mich wieder dem getrennt geschlechtlichen Eros zuwenden und zunächst den Mann betrachten. Auf den nüchternen psychologischen Begriff gebracht ist die erotische Sehnsucht des Mannes eine Auswirkung seiner Anima. Die Anima vermittelt ihm die Ahnung, dass seine Seele mehr ist als sein männliches Bewusstsein. Sie lässt ihn spüren, dass auch weibliche Fähigkeiten in ihm schlummern, und lockt ihn zu dem Ziel der Ganzheit, nämlich zur Verbindung mit dem weiblichen Pol. Er erinnert sich ahnend aus seiner frühesten Kindheit, in der er eins war mit der Mutter, dass es die Einheitswirklichkeit gibt und dass sie paradisische Seligkeit bedeutet.

{171} Dies alles aber geschieht nicht anders als auf dem Wege der unbewussten Projektion: Sowohl die die Sehnsucht bewirkende Anima als auch das Ziel der Sehnsucht, nämlich die innigste Verbindung mit dem Weiblichen, werden nicht als etwas Innerseelisches, sondern nur in der Projektion nach außen wahrgenommen. Die Geliebte bedeutet und verheißt das alles, die Vereinigung mit ihr wird das Paradies neu erschaffen. In ihr ist alles Leben, alle Natur, alles Gefühl verkörpert, sie ist der Inbegriff alles dessen, was das weibliche Prinzip ausmacht.

{172} Es ist eine der weniger gravierenden, aber doch betrüblichen Folgen unserer patriarchalen Kultur, dass wir über die Anima-Projektionen der Männer so unvergleichlich viel mehr Zeugnisse besitzen als über die Animus-Projektionen von Frauen. Dadurch ist unsere Vorstellung vom Eros, so wie sie sich objektiv aus dem Umgang mit Kunstwerken ergibt, ganz einseitig durch den männlichen Eros bestimmt, und wir sind - auf der Bildungsebene - alle, Männer wie Frauen, mit dem Anima-Aspekt des Eros vertrauter als mit dem Eros, der vom Animus geprägt ist.

{173} Ich will zwei Beispiele des männlichen Eros zitieren, beide aus der deutschen Romantik, aber sehr gegensätzlich. Philipp Otto Runge schreibt, 21-jährig, an seinen Freund namens Besser am 3. Juni 1798 über seine Liebe zu einem 15-jährigen Mädchen: »Ich kann es nicht länger lassen, ich muss es dir sagen, dass ich sie von ganzer Seele liebe, dass alle meine Lebenskraft, alles Gefühl meiner Glückseligkeit, alle Erkenntnis des Schönen, selbst meine Liebe zu dir, mir nur in ihr lebt und webt, dass sie mit dem Antlitz eines Engels stets meine Phantasie umschwebt, dass ich mir ihr Bild ins Innerste meines Herzens eingepägt habe, dass ich sie mir immer nur wie eine Madonna von Raffael oder Guido vorstelle.« Und etwas später: »Ich habe ihr Bild mit dem Innersten meiner Seele verwebt, - oder hat die Natur es gethan? Und ich will es tragen als das Heiligste, was auf Erden mir sein kann ...« (Anm. 9)

{174} Und in einem Brief an denselben Freund heißt es am 1. August 1798: »Sieh', wenn ich etwas sehe, es mag nun sein ein schöner Baum, ein schönes Gemälde, ein schöner See, ein Mädchen, Knabe oder Mann, eine Säule, Sachen, die gar nicht zusammenzugehören scheinen, ja ich möchte sagen ein Tier, wenn auch noch so gemein, es ist mir in allem, selbst in einem Stück Holz, bisweilen wie ein Wesen, was allem gleich eigen ist, und worin alles und jedes zusammenhängt, ich weiß nicht, wie ich es nennen soll, ich könnte sagen der lebendige Geist Gottes, der uns aus allem hervorleuchtet. Es ist mir so seitdem ich sie liebe, denn in ihrem Bilde drängt sich alles Leben tausendfach aufeinander und es ist nicht anders als sollten alle Kräfte in mir mich zu den größten Anstrengungen, wenn sie auch nichts anderes zum Zweck hätten, als mich mit ihrem Bilde zu beschäftigen, reizen. Ich habe sie nun lange nicht gesehen, aber es steht mir ihr Bild so schön vor der Seele, dass ich es mit den Händen festhalten möchte. Lieber, sage mir doch, ob es dir auch so ist, und ob das die Liebe ist, oder weißt du es nicht?« (Anm. 10)

{175} Die Überhöhung der Geliebten ins Übermenschliche kommt hier genauso eindrücklich zur Sprache wie die Einsicht, dass ihr Bild »mit dem Innersten meiner Seele verwebt« ist, ja es wird von ihm selbst die Vermutung angestellt, dass das »die Natur gethan« hat. Das kann nicht die 15-jährige Pauline sein, in deren Bild der Liebende fast schon den Heiligen Geist erkennt; es ist eine archetypische Macht, für die sie ihr Bild herleihen muss - eine Macht, die offenbar mehr aus seinem Inneren als aus ihrem Bilde herkommt. Der ergreifenden Innigkeit und Reinheit dieser Anima-Projektion will ich ein abgründigeres Beispiel entgegensetzen.

{176} In E. T. A. Hoffmanns Novelle »Der Sandmann« liebt der Student Nathanael seine Freundin Clara so wenig, dass einige geistvolle Äußerungen von ihr genügen, um seine Liebe auszulöschen. Statt dessen verliebt er sich in eine »Olimpia« genannte automatische Puppe, die er für ein lebendiges Mädchen, für seinen »hohen, herrlichen Liebesstern« hält. Hoffmann schildert aufs grausamste, wie gerade die Leblosigkeit und automatengemäße Stereotypie der Puppe die Liebe des Mannes in immer heißere Glut versetzt. »>Liebst du mich - liebst du mich Olimpia? - Nur dies Wort! - Liebst du mich?< So flüsterte Nathanael, aber Olimpia seufzte, indem sie aufstand, nur: >Ach - Ach!< - >Ja du mein holder, herrlicher Liebesstern<, sprach Nathanael, >bist mir aufgegangen und wirst leuchten, wirst verklären mein Inneres immerdar!< - >Ach, ach!< replizierte Olimpia fortschreitend. Nathanael folgte ihr ...« (Anm. 11)

{177} Nathanael rechtfertigt seine Projektion vor anderen Menschen: »Wohl mag euch, ihr kalten prosaischen Menschen, Olimpia unheimlich sein. Nur dem poetischen Gemüt entfaltet sich das gleich organisierte! - Nur mir ging ihr Liebesblick auf und durchstrahlte Sinn und Gedanken, nur in Olimpias Liebe finde ich mein Selbst wieder. Euch mag es nicht recht sein, dass sie nicht in platter Konversation faselt, wie die andern flachen Gemüter. Sie spricht wenig Worte, das ist wahr, aber diese wenigen Worte erscheinen als echte Hieroglyphe der innern Welt voll Liebe und hoher Erkenntnis des geistigen Lebens in der Anschauung des ewigen Jenseits. Doch für alles das habt ihr keinen Sinn und alles sind verlorne Worte.« (Anm. 12)

{178} Nathanael lebt nur noch für Olimpia und liest ihr stundenlang seine schriftstellerischen Produkte vor. »Aber auch noch nie hatte er eine solche herrliche Zuhörerin gehabt. Sie stickte und strickte nicht, sie sah nicht durchs Fenster, sie fütterte keinen Vogel, sie spielte mit keinem Schoßhündchen, mit keiner Lieblingkatze, sie drehte keine Papierschnitzchen oder sonst etwas in der Hand, sie durfte kein Gähnen durch einen leisen erzwungenen Husten bezwingen - kurz! - stundenlang sah sie mit starrem Blick unverwandt dem Geliebten ins Auge, ohne sich zu rücken und zu bewegen, und immer glühender, immer lebendiger wurde dieser Blick. Nur wenn Nathanael endlich aufstand und ihr die Hand, auch wohl den Mund küsste, sagte sie: >Ach, Ach!(- dann aber: >Gute Nacht, mein Lieber!< - >O du herrliches, du tiefes Gemüt<, rief Nathanael auf seiner Stube: >nur von dir, von dir allein werd ich ganz verstanden.<« (Anm. 13)

{179} Schärfere, als es irgendeine Psychologie vermöchte, entlarvt diese Dichtung den negativen Aspekt der Anima-Projektion: Der Mann badet sich in seinen überschwänglichen Gefühlen, die mit der Frau nicht nur nichts zu tun haben, sondern die geradezu durch die Leblosigkeit der Pseudo-Frau, die nichts anderes als Trägerin seiner Projektion ist, erst ermöglicht werden. Das sind die beiden Extrempositionen, in die die Anima-Projektion des Mannes die Frau versetzen kann: die übermenschliche Komprimierung aller Qualitäten des weiblichen Prinzips mitsamt dem göttlichen Geist - oder das Automatenpüppchen, dessen Stummheit der männlichen Eitelkeit so viel wohler tut als ein von der Geliebten geäußertes Gedanke.

{180} Die dritte und vielleicht bequemste, aber auch langweiligste Rolle, die der Anima-besessene Mann seiner Geliebten aufzwingen kann, ist die der Mutter, nämlich dann, wenn Anima und Mutter für ihn nicht getrennt sind. Im Zustand der Verliebtheit ist der Mann überwältigt - aber nicht, wie er meint, von dem geliebten Mädchen, sondern von seiner Anima. Denn die Geliebte nimmt er so gut wie gar nicht wahr; sie ist völlig verdeckt von der auf sie projizierten Anima. Durch die Anima-Überwältigung aber wird der Mann nicht im positiven Sinne seiner unbewussten weiblichen Möglichkeiten inne, sondern er wird »weibisch«, oder er lebt, wie ich im vorigen Kapitel dargestellt habe, in verzerrter Weise einige Züge des weiblichen Prinzips aus, die mehr seinem Schatten als der Anima entstammen. Auch außerhalb der Verliebtheit kann der Mann natürlich seiner Anima verfallen; aber besonders dann, wenn er sie am heftigsten projiziert hat, hat sie ihn aufs sicherste in der Gewalt. Nichts bleibt dann mehr übrig von seiner Gespaltenheit und Distanz; er ist völlig hineingerissen in brodelnde Gefühle, überwältigt von rasch wechselnden Stimmungen und Launen, blind für die objektive Welt, gebläht von Eitelkeit oder erdrückt von Weltschmerz, Minderwertigkeitsgefühlen und Selbstmitleid. Da in der Anima stets ein mehr oder weniger großer Anteil des Mutterbildes enthalten bleibt, wird der von ihr beherrschte Mann zudem in die Rolle des Kindes zurückgelockt, sodass auch sein Eros etwas Kindlich-Naives erhalten kann.

{181} Wem das hier skizzierte Bild des Anima-besessenen Liebhabers übertrieben erscheint, der lese es nach in Gedichten, Romanen, Briefen, der schaue es an in unzähligen Filmen, oder er beobachte seine Umgebung. Mit der Selbstbeobachtung werden Männer es in dieser Hinsicht allerdings schwer haben, denn die erste Überzeugung, die die Anima uns jeweils vermittelt, wenn sie uns packt, ist die, dass dies jetzt etwas ganz Besonderes sei, anders als bei anderen Männern, einmalig. Darum ist es so schwer, sie überhaupt zu erkennen. Unmöglich ist es indessen nicht. Auch darüber vermag - Gott sei Dank! - sowohl das alltägliche Leben als auch seine Kondensierung in der Kunst uns zu belehren: Es kann dem liebenden Mann gelingen, dem Sog und der Verführung durch die Anima allmählich zu entwachsen. Das bedeutet aber keineswegs, dass er sie überwindet oder abschüttelt, sondern im Gegenteil, er erwächst ihrer Übermacht, indem er sie bewusst wahrnimmt und sie in ihrem Wesen erkennt. Erkennen heißt in diesem Falle, sie nicht mehr draußen, in der vermeintlichen Verkörperung durch die Frau, anzubeten, sondern sie als das eigene Weibliche wahrzunehmen, das schon immer innen war und nun dort bewusst angenommen und gepflegt sein möchte.

{182} Wie sehr das den einzelnen Mann verändert, liegt auf der Hand. Was es für unsere Kultur bedeuten könnte, wenn die Integration der Anima zu einem allgemein verbindlichen Ziel männlicher Entwicklung werden würde, darüber will ich im letzten Kapitel phantasieren.

{183} Jetzt aber nochmals zurück zur Sexualität. Es ist deutlich geworden, dass der Mann so lange ein miserabler Liebhaber sein muss, wie sein Eros vorwiegend seiner Anima gilt. Hinter seiner Projektion der Himmelskönigin wird die Geliebte entweder zur geistlosen Puppe, oder sie verschwindet so völlig, dass er sie auf keiner Ebene wirklich erspürt. Sofern seine Sexualität überhaupt von seinen Gefühlswogen erreicht wird und nicht einfach nur abgespalten nebenherläuft, wird sie von kindlichen oder infantilen Paradieses Sehnsüchten überspült - und er wird zu Mutters Baby, das sich passiv dem Instinkt überlässt. Seine instinktiven Verhaltensweisen im Bereich der Sexualität sind aber, wie wir gesehen haben, so geartet, dass sie zu denen der Frau nicht passen, wenn die Frau in ihren sexuellen Möglichkeiten wirklich »berührt« werden soll. Ihre anspruchsvoller geartete sexuelle Konstitution wird von der nur natürlichen Sexualität des Mannes nicht erreicht; was sie von ihm braucht, ist nicht Natur, sondern Kultur.

{184} Die Kraft aber, die den Mann schöpferisch machen und ihn - auf allen Ebenen - Kultur hervorbringen lassen kann, ist das weibliche Prinzip in ihm. So bedarf er auch zur Überwindung seiner infantilen Sexualität nicht in erster Linie einer Unterweisung in raffinierten Sex-Techniken, sondern er bedarf der bewussten Hinwendung zu seiner Weiblichkeit, weil nur dadurch aus seiner Anima-Faszination bezogener Eros werden kann. Wenn allerdings dem Mann die bewusste Einbeziehung der Anima in seine Liebe zu einer Frau möglich ist, dann wächst er damit nicht nur über seine erotisch-sexuelle Unreife hinaus, sondern es kann ihm auch das scheinbar Unmögliche zuteil werden: die zeitweilige Aufhebung seiner Zwiespältigkeit.

{185} Ich bin überzeugt, dass der Mann im erotisch-sexuellen Verlangen immer beides ersehnt: die Vereinigung mit der Geliebten und die Einswerdung in sich selbst. Diese ist ihm im Moment des Orgasmus erfahrbar (weswegen er ihm so viel »nötiger« ist als der Frau) ; aber diese punktuellen Erfahrungen heilen die Wunde seiner Spaltung nicht, sondern lindern sie nur. Darum dichtet er: »Doch alle Lust will Ewigkeit ... « (Anm. 14)

{186} Die Bewahrung des geheilt-ungespaltene[n] Zustandes für mehr als nur Sekunden bedarf des Hinzukommens einer geistigen Dimension - nun aber nicht des trennenden männlichen, sondern des verbindenden Geistes. Das heißt: Weiblicher Geist, der im matriarchalen Animus der Frau beheimatet ist, vermöchte die Zwiespältigkeit des Mannes zu heilen, wenn sich Mann und Frau, Anima und Animus liebend begegnen, In dieser »Heiligen Hochzeit«, auf die ich im letzten Kapitel nochmals zu sprechen kommen werde, fänden Eros und Sexus für beide Geschlechter ihre höchste Ausprägung.

{187} Aber besitzen wir überhaupt Erfahrungen, die es uns ermöglichen, mit dem Begriff »Heilige Hochzeit« etwas Konkretes, Sinnlicheres zu verbinden als religionsgeschichtliche Erinnerungen? Wenn mit »Hochzeit« nicht eine Zeremonie, sondern die körperliche Vereinigung von Mann und Frau gemeint ist, können wir dann die Dimension des Heiligen damit in Einklang bringen? Es ist eine der verheerenden Folgen der einseitig patriarchalen »Geistigkeit« des kirchlichen Christentums, dass die Heiligkeit des Sexus uns nahezu verschüttet ist.

{188} »Das Entsetzliche ist, dass wir keine Religion besitzen, in der diese Erfahrungen, so wörtlich und handgreiflich wie sie sind ... in den Gott gehoben werden dürfen, in den Schutz einer phallischen Gottheit, die vielleicht die erste wird sein müssen, mit der wieder eine Götterschar bei den Menschen einbricht, nach so langer Abwesenheit. Was soll uns denn beistehen, wenn die religiösen Hilfen versagen -, indem sie diese Erlebnisse vertuschen, statt sie zu verklären und sie uns entziehen möchten, statt sie herrlicher, als wir sie zu ahnen wagten, in uns einzusetzen. Hier sind wir die unbeschreiblich Verlassenen und Verratenen: daher unser Verhängnis« - schreibt Rilke am 23. März 1922 an einen jungen Mann. (Anm. 15)

{189} Sieben Jahre vorher hatte Rilke versucht, die sexuellen Erfahrungen des Mannes »so wörtlich und handgreiflich wie sie sind« in Gedichten zu fassen, deren Veröffentlichung er allerdings (wie ich vermute: wegen ihrer Unvollkommenheit, nicht wegen ihres Inhaltes) nicht vorgesehen hatte. In einigen Zeilen dieser »phallischen Hymnen« - wie Lou Andreas-Salome (ohne die sie kaum entstanden wären) diese Gedichte nannte - kommt die gegenseitige Ergänzung des Männlichen und Weiblichen in der Erfahrung der Sexualität stark zum Ausdruck (Anm. 16):

{190} »Du hast mir, Sommer, der du plötzlich bist,

zum jähen Baum den Samen aufgezo[ge]n.

(Innen Geräumige, fühl in dir den Bogen
der Nacht, in der er mündig ist.)

Nun hob er sich und wächst zum Firmament,
ein Spiegelbild das neben Bäumen steht.

O stürz ihn, dass er, umgedreht

in deinen Schooß, den Gegen-Himmel kennt, in den er wirklich bäumt und wirklich ragt.» ...

{191} Oder:

{192} Was sind wir viel, aus meinem Körper hebt

ein neuer Baum die überfüllte Krone
und ragt nach dir: denn sieh, was ist er ohne
den Sommer, der in deinem Schooße schwebt.
Bist du's bin ich's, den wir so sehr beglücken?
Wer sagt es, da wir schwinden. Vielleicht steht
im Zimmer eine Säule aus Entzücken,
die Wölbung trägt und langsamer vergeht.«

{193} Es ist beileibe nicht »Phallokrate«, was in diesen phallischen Hymnen zum Ausdruck kommt. Es ist vielmehr die Sehnsucht nach dem »Gegen-Himmel« im Schoß des Weiblichen, die sie auszudrücken versuchen, die Ahnung »Heiliger Hochzeit«, in der Oben und Unten, Männlich und Weiblich, Leben und Tod zur Einheit kommen. Dabei ist das Übermaß des Fühlens aufseiten des Mannes so groß, dass es eines befremdlichen Bildes bedarf, um das auszudrücken:

{194} »...Schmeichle mir, zur Kuppel auszutreten:

um in deine weichen Nächte hin
mit dem Schwung schooßblendender Raketen
mehr Gefühl zu schleudern, als ich bin.«

{195} »Mehr Gefühl ... als ich bin«: Das scheint mir eine männliche Erfahrung des Orgasmus zu sein, die zur Überheblichkeit führen muss, wenn sie privat verbucht wird. Aber sie kann auch in einen übergreifenden Zusammenhang führen, wie bei Rilke:

{196} »Wem sind wir nah? Dem Tode oder dem,

was noch nicht ist? Was wäre Lehm an Lehm,
formte der Gott nicht fühlend die Figur,
die zwischen uns erwächst ...«

{197} Auch dies ist wohl eher männlich als weiblich: in der sexuellen Ergriffenheit die Einheit von Leben und Tod und damit »den Gott« zu erfahren - allerdings ist es leider ebenso männlich, zugunsten des ekstatischen Augenblicks die alltägliche, geduldige Arbeit an der Liebe zu vernachlässigen. So werden die Männer zu »Pfuschern und Dilettanten« der Liebe, wie Rilke es in einem Brief ausdrückt, in dem es weiter heißt: Sie »kommen ab und zu, halb zerstreut, halb habgierig, zurück, und unterscheiden, außer in gewissen Augenblicken des Werbens, kaum mehr zwischen Griff und Missgriff, wo sie den immer wartenden, so oft verlassenen, so oft verstörten Garten der Liebe pflegen sollten« (Anm. 17) .

{198} Die immer wiederkehrende Klage in Rilkes Werk lautet: »nicht ist die Liebe gelernt« (Anm. 18) , und immer wieder ist es der nur dem männlichen Prinzip verhaftete Mann, den seine Selbstanklage trifft. Zugleich aber wird auch die Gegenbewegung beschworen: die Suche nach dem »Fruchtland« des »Menschlichen«, das sich als schmaler Streifen hinzieht zwischen dem ungestalteten »Strom« der nur weiblichen und dem verhärteten »Gestein« der nur männlichen Existenzform:

{199} »Fänden auch wir ein reines, verhaltenes, schmales

Menschliches, einen unseren Streifen Fruchtlands
zwischen Strom und Gestein.« (Anm. 19)

{200} Was der Mann zu leisten hätte, um dieses »Menschliche« zu erwerben, spricht Rilke deutlich aus:

{201} »Siehe, innerer Mann, dein inneres Mädchen,

dieses errungene aus
tausend Naturen, dieses erst nur errungene, nie
noch geliebte Geschöpf.« (Anm. 20)

{202} Die liebende Annahme des »inneren Mädchens« erst kann aus dem »Pfuscher« einen Liebhaber werden lassen, der in der Geliebten nicht das Seine, sondern sie selber sucht. Solange wir Männer aber noch Pfuscher und Dilettanten der Liebe sind, bleiben wir ganz auf die überlegen-verzeihende Liebe der Frauen angewiesen, wie sie sich in einem Gedicht von Marie Luise Kaschnitz ausdrückt:

{203} »NAUSIKAA

Komm wieder ans Land
Tangüberwachsener
Muschelbestückter
Triefender Fremdling
Du
Noch immer der Alte
Voll von Männergeschichten
Fragwürdigen Abenteuern
Lieg mir im grasgrünen Bett
Berühre mit salzigen Fingern
Mein Veilchenaugen
Meine Goldregenlocken
Fahr weiter nach Ithaka
In dein Alter in deinen Tod
Sag noch eins
Eh du gehst. « (Anm. 21)

{204} Ich glaube kaum, dass ein Mann so zu lieben vermöchte: zu sehr ist er noch, wenn er liebt, entweder ein Besessener oder einer, der besitzen will. Aber auch bei noch so unzulänglicher seelischer Entwicklung hat der Mann in der patriarchalen Kultur zwei ebenso große wie ungerechte Vorteile gegenüber der Frau: Er kann seine Anima wenigstens in der Projektion und in der Besessenheit ausleben, und er kann alles, was ihm an seiner nicht integrierten Weiblichkeit missfällt, weil es nicht in sein bewusstes Selbstbild passt, bequem der Frau anhängen. Sie besteht aus lauter Triebhaftigkeit, sie ist ihren Gefühlen ausgeliefert, sie verhält sich irrational und ist eifersüchtig, sie ist sexuell zwar unersättlich, aber zugleich so unbegabt, dass sie nie zufrieden ist. Der Mann bleibt durch diese Projektionen zwar seiner Weiblichkeit unbewusst und deswegen unreif, aber er hat real eine gewaltige Macht errungen und hegt zudem die Illusion, ein herrlicher Liebhaber zu sein.

{205} Die Frau gerät dadurch in jene Abhängigkeit, Unterdrückung und Selbstentfremdung, gegen die sie nun endlich zu revoltieren beginnt - erstaunlich genug bei der ihr durch die Vorgeschichte aufgezwungenen Ausgangsposition.

{206} Wenn ich nun versuchen werde, meine Gedanken über den weiblichen Eros vorzutragen, dann muss ich Einschränkungen vorausschicken. Abgesehen von meiner subjektiven und männlichen Annäherung an das Thema ist es vor allem die früher schon erwähnte Tatsache, dass unser objektives Wissen um den Eros sich so viel weniger auf frauliche als auf männliche Zeugnisse stützt. Selbst in der Frauenliteratur gibt es Beispiele für sehr männliche Einstellungen zur Sexualität und zum Eros, was mir ebenso verständlich wie bestürzend erscheint. Aber auch die Jungsche Psychologie ist eine männliche Psychologie, und die Vermutung, dass einige ihrer Annahmen über die Frauen vom Stigma männlicher Vorurteile nicht ganz frei sind, ist nicht von der Hand zu weisen.

{207} Es ist sicher in manchen Zusammenhängen richtig, aber in anderen unzulässig, die Ergebnisse einer auf Männer zutreffenden Psychologie einfach mit umgekehrten Vorzeichen auf Frauen anzuwenden. Da wir jedoch noch nicht wissen, wo die Umkehrung zutrifft und wo nicht, tragen die folgenden Überlegungen in noch höherem Maße als die vorausgegangenen den Charakter des Vorläufigen. Dennoch glaube ich, dass sie brauchbare Modelle darstellen.

{208} Die Möglichkeit des erotischen Empfindens ist im Allgemeinen dem Ich der Frau näher liegend und vertrauter als dem des Mannes, weil sie in ihrem Bewusstsein angesiedelt ist. Beziehung zu suchen und zu pflegen und aus der Beziehung Ergänzung zu erwarten ist ihr selbstverständlich. Keine Zwiespältigkeit steht ihr im Weg, wenn sie dem andern begegnet, und keine heraufbrodelnden »ozeanischen Gefühle« drohen sie zu überwältigen, wenn sie liebt. Das heißt natürlich nicht, dass ihre Gefühle weniger intensiv wären, aber sie sind ihr vertrauter und weniger mit Unbewusstem beladen als beim Mann. Wo seine Anima sofort sexuelle Phantasien und den Absolutheitsanspruch der Verschmelzungssehnsucht ins Spiel bringt, dort vermag ihr Animus noch für eine ganze Weile Abstand und Übersicht zu bewahren. Sie hat gewissermaßen schon immer gewusst, was da geschieht, und muss, wenn sie zu lieben beginnt, nicht erst die Beziehung, sondern nur deren Intensität erlernen.

{209} Das Herauswachsen aus der Einheitswirklichkeit war für sie nicht im gleichen Maße verwundend wie für den Knaben, denn wenn auch die Ursprungseinheit mit der Mutter sich in eine Ich-Du-Beziehung zu ihr verwandeln musste, so blieb das mütterliche du doch dem eigenen weiblichen Ich viel vertrauter, als es für den Knaben möglich ist, für den das entstehende du der Mutter sogleich den Zwiespalt zwischen den Geschlechtern verkörpert. (Auf die Gefährdungen, denen selbstverständlich auch die Beziehung zwischen Tochter und Mutter ausgesetzt ist, werde ich im 6. Kapitel eingehen.)

{210} Gerät aber das Bild des fraulichen Eros jetzt nicht allzu schön? Ist die Frau wirklich nur die große Könnerin der Liebe, die nur an der Unzulänglichkeit der Männer leidet? So würde es scheinen, wenn nicht die Frau auch Anteil am Männlichen hätte. Dadurch aber, dass sie gar nicht anders kann als auch ihren Animus in die Liebesbeziehung mit einzubringen, entstehen für sie andere, aber kaum geringere Schwierigkeiten als für den Mann.

{211} Sie wird vom Unbewussten gedrängt, auf den Geliebten den Animus zu projizieren, ihn also mit allen Qualitäten des männlichen Prinzips auszustatten. Während sie ihm ihren Eros und ihr Gefühl entgegenbringt, meint sie in ihm ein vollkommenes, vom Geistigen durchdrungenes übermenschliches Bewusstsein zu erfahren. So wie die Anima-Projektion aus der Geliebten die Göttin, die Mutter oder die Puppe macht, so formt die Animus-Projektion den geliebten Mann zum Gott, zum Geistvater oder zum Diskussionskollegen um, der gefälligst Ideen zu produzieren, aber keine Emotionen zu zeigen hat.

{212} Ich skizziere damit erneut die »Animus-Besessenheit« der Frau. Der dominierende Animus verbindet sich mit ihrem »männlichen« Schatten und tut alles, um Bezogenheit und Eros zu zerstören, denn Distanz, Argumente und feststehende Überzeugung sind ihm wichtiger als Gefühl. So wie aber der Animabesessene Mann nicht wirklich weiblich, sondern »weibisch« fühlt, so ist die vom patriarchalen Animus besessene Frau nicht von eigener Geistigkeit getragen, sondern sie ist »vermännlicht« und ahmt männliche Eigenschaften nur nach, ohne sie auszufüllen.

{213} Erst dann, wenn sie das männliche Prinzip in sich selbst wahrgenommen und sich mit ihm befreundet hat, vermag sie die Beziehung zum Geliebten um jenen weiblichen Geist des matriarchalen Animus zu bereichern, den ich oben skizziert habe. Damit das möglich ist, bedarf es aber wiederum der bewussten Anima-Bezogenheit des Mannes, sodass wir wieder auf das Motiv der »Doppelhochzeit« stoßen: Die Ganzheit des Paares entsteht erst dadurch, dass sich sowohl Mann und Frau als auch Anima und Animus begegnen und verbinden. Während die Anima erst den vollen Umfang des erotischen Fühlens in die Beziehung einbringt, ist der Animus die Voraussetzung für die geistige Verbindung der Liebenden. Das herkömmliche Rollenverständnis von Frau und Mann wird also auf den Kopf gestellt, sobald beide in der Lage sind, das Unbewusste mit einzubeziehen.

{214} Erst wo das geschieht, kann der Mann zum wirklich mitschwingenden und einführenden Liebhaber werden, der vor den Verführungen durch die unbewusste Anima bewahrt ist. Er wird weder der unberechenbaren Triebhaftigkeit des Fauns verfallen noch in die Rolle des zerstreut-unbezogenen Ehemannes abgleiten, der sich verärgert darüber wundert, dass seine Frau alles, was die Beziehung angeht, immerfort auf die Goldwaage legt. Die bewusst auf den Animus bezogene Frau kann weder Hausmütterchen noch Hausdrache, noch Püppchen sein. Sie schwankt auch nicht hin und her zwischen Bewunderung und Bevormundung ihres Mannes, sondern ist sich ihrer Eigenständigkeit als Frau ebenso bewusst, wie sie die ihres Mannes akzeptiert.

{215} Allerdings scheint es, dass die Frauen es mit dem Animus noch viel schwerer haben als die Männer mit der Anima, und das liegt - nach meinem männlichen Verständnis - zweifellos an uns Männern. Denn der Mann der patriarchalen Kultur ist keineswegs geneigt, der Frau bei der Integration des Animus Hilfestellung zu leisten. Wohl nimmt er ihre Animus-Projektionen - sofern sie ihm schmeichelhaft sind - gerne entgegen, aber er tut alles, um sie für sich zu behalten, und nimmt der Frau damit fast jede Möglichkeit, die Qualitäten des männlichen Prinzips in sich selbst zu erfahren.

{216} So ergibt es sich fast zwangsläufig, dass die Frauen sich entweder in die Rolle der ebenso geistlosen wie gefühlvollen Anima schicken und dabei den Animus verkümmern lassen, oder dass sie ihn fern von gelebter Realität am Leben erhalten, indem sie ihn auf einen unerreichbaren großen Mann oder gar auf dessen Hervorbringungen projizieren. Sie werden dann zu schwärmerischen Verehrerinnen von Idolen, die deren Photos sammeln, deren Platten hören oder deren Theorien verfechten, ohne ihren Eros an einen wirklichen Mann bringen zu können oder gar Werte des männlichen Prinzips in sich selbst zu gewahren.

{217} Lässt sich die Frau aber vom »patriarchalen« Animus dominieren, dann wird ihr das in unserer Kultur viel übler angekreidet als dem Manne eine entsprechende Anima-Besessenheit. Launen und unreife Gefühle mögen beim Mann noch durchgehen, ja sie werden unter Umständen als »charmant«, »jungenhaft« oder als Playboy-Qualitäten geschätzt. Wehe aber der Frau, die unintegrierte männliche Züge zeigt; nur schon das Wort »Mann-Weib« enthält das volle Verdikt unserer Kultur gegen sie. In dieser Situation wird es verständlich, dass Frauen entweder die Männer zu hassen beginnen oder schließlich dahin kommen, ihre eigene Weiblichkeit abzulehnen; denn entweder sind die Männer Feinde und Halunken, oder die Frauen sind eben doch nicht nur das »andere«, sondern sogar das minderwertige Geschlecht.

{218} Dass Männerhass oder Ablehnung der Weiblichkeit durch enttäuschende und demütigende sexuelle Erfahrungen immer mehr geschürt werden können, wird niemanden verwundern, und manche feministische Berichte legen davon - gewollt oder ungewollt - erschütternde Zeugnisse ab.

{219} Dass aber die Geringschätzung des weiblichen Prinzips in der patriarchalen Kultur schließlich dahin führen konnte, dass Frauen sich gezwungen fühlen, die stärkste biologische Manifestation dieses Prinzips dadurch zu verneinen, dass sie »die Befreiung der Frauen von der Tyrannei der Fortpflanzung« (Anm. 22) fordern, das müsste den Männern ein Licht darüber aufstecken, dass es bei der »Frauenfrage« um eine Menschheitsfrage geht, und zwar auf Leben und Tod.

Mutter und Kind

{220} Ich zweifle nicht daran, dass in unserer patriarchalen Kultur die Unterschiede zwischen den Geschlechtern übertrieben stark betont werden und dass es die Männer sind, die aus dieser Verwischung der Gemeinsamkeiten den größeren Nutzen ziehen. Ich bin überzeugt, dass es unsere Aufgabe ist, den Schutt verfälschender Geschlechtsstereotype fortzuräumen, um darunter das beiden Geschlechtern gemeinsame Menschliche klarer erkennen zu können. Ich glaube aber keineswegs, dass wir auf diese Weise den Einheitsmenschen entdecken werden, dessen männliche und weibliche Variante sich lediglich durch die kleinen Unterschiede der Anatomie und Physiologie voneinander abgrenzen lassen.

{221} Ich habe bisher zu erklären versucht, dass wir zwischen dem weiblichen und männlichen Prinzip einerseits und Frauen und Männern andererseits deutlich unterscheiden müssen und dass zwar beide Geschlechter an beiden Prinzipien Anteil haben, aber doch in so verschiedener Weise, dass selbst die Idealgestalten einer Frau mit voll integriertem männlichen Prinzip und eines Mannes mit voll integriertem weiblichen zwar absolut gleichrangig, aber doch niemals gleichartig sein würden. Aber ich will den Bereich psychologischer Spekulation vorerst verlassen und mich dem deutlichsten biologischen Unterschied zwischen den Geschlechtern zuwenden, den ich bisher nur gestreift habe.

{222} Frauen können Kinder gebären, Männer nicht. Ich halte es für berechtigt, diesen Unterschied als fundamental anzusehen. Und muss dann nicht jede differenzierende Betrachtung der Geschlechter von hierher ihren Ausgangspunkt nehmen? So ist es in der Tat, und so verfahren denn auch sowohl patriarchale Tradition als auch die feministische Gegenbewegung.

{223} Die Gebärfähigkeit der Frau war die bis vor wenigen Jahrzehnten unangefochtene Basis des guten Gewissens der Männer, wenn sie die zuvor in den Himmel erhobene Geliebte nach vollzogener Eheschließung aus dem aktiven Leben wie aus allen geistigen Bereichen fern hielten und ihren Platz ganz selbstverständlich am häuslichen Herde sahen. Die Natur bewies es ja, dass es die vornehmste Aufgabe der Frau sei, Kinder zu gebären und großzuziehen. Ich bin überzeugt, dass diese Rollenzuteilung nicht nur mit gutem Gewissen aufseiten der Männer, sondern auch unter weitgehender Zustimmung der Frauen vorgenommen wurde; denn dem Argument, dass dies ein naturgewollter Zustand sei, konnte man sich schwerlich verschließen. Mutter von vielen Kindern und deswegen ans Haus gebunden zu sein, dessen zusätzliche Versorgung sich damit von selbst ergab, dazu war die Frau offensichtlich bestimmt. Und der Umstand, dass es den Männern meistens sehr gelegen kam, sich außerhalb des Hauses mit der Welt herumzuschlagen, macht es nicht zu einem Unrecht, dass sie es taten.

{224} So etwa wird in der patriarchalen Tradition argumentiert, und es wird nicht versäumt, dabei auf die hohe Verehrung hinzuweisen, die die Frau als Mutter mindestens im christlichen Kulturbereich genießt. Die feministische Gegenbewegung ist an diesem Punkte vielschichtig. Einig ist sie sich darin, dass die Gebärfähigkeit der Frau in verheerender Einseitigkeit zu einer Betonung ihrer biologischen Funktionen geführt hat. Die Reduktion der Frau zur Gebärmaschine, die ihrem Gatten Kinder schenkt, wird teilweise als Folge der bösen Absicht herrschsüchtiger Männer, teilweise als Versagen der Frauen selbst angesehen, die - sei es aus Bequemlichkeit, Phantasielosigkeit oder Schwäche - darauf verzichteten, ihre geistigen Möglichkeiten zu entwickeln, und sie deswegen verkümmern ließen. Die Befreiung der Frau aus ihrer sexistischen (das heißt sie auf ihre biologische Funktion festlegenden) Unterdrückung und die Rückgewinnung weiblicher Möglichkeiten, die über Gebären und Hausputz hinausreichen, ist, sehr vereinfacht ausgedrückt, das Ziel aller feministischen Autorinnen. Der Gedanke allerdings, dass als Voraussetzung dieser Befreiung die Abschaffung des Gebärens unerlässlich sei, ist nicht feministisches Allgemeingut.

{225} Vorgetragen wird er jedoch mit großer Vehemenz von einer prominenten Autorin: Shulamith Firestone fordert in ihrem 1970 in den USA erschienenen Buch »Frauenbefreiung und sexuelle Revolution« (Anm. 1) als ersten Punkt für die endgültige Revolution »die Befreiung der Frauen von der Tyrannei der Fortpflanzung durch jedes nur mögliche Mittel« (Anm. 2), Sie setzt dabei ihre Hoffnung auf das »Potential moderner Embryologie« und schreibt: »Die künstliche Befruchtung und der künstliche Eisprung sind bereits Realität. Die bewusste Wahl des Geschlechts des Fötus und die Befruchtung im Reagenzglas sind ... nur eine Frage der Zeit. Mehrere Forschungsteams arbeiten an der Entwicklung einer künstlichen Plazenta. Sogar die Parthenogenese - die jungfräuliche Geburt - könnte ziemlich bald entwickelt werden.« (Anm. 3) Und später: »Das Kindergebären könnte von der Technologie übernommen werden.« (Anm. 4)

{226} Ich habe den Eindruck, dass in den revolutionären Utopien der Shulamith Firestone und ihrer Anhängerinnen nicht nur das Kind mit dem Bade, sondern auch die Frau mit der Frauenbefreiung ausgeschüttet wird, und nehme deshalb mit Erleichterung zur Kenntnis, dass auch innerhalb der Frauenbewegung Kritik an solchen überschießenden Reaktionen laut wird. So zum Beispiel in einem Aufsatz von Marina Moeller-Gambaroff, auf den ich später noch zurückkommen werde, in dem es heißt: »Man kann bei einflussreichen (Mutter-) Figuren wie etwa Simone de Beauvoir und ganz besonders Shulamith Firestone deutliche Hinweise finden auf eine mehr oder weniger latente feindselige Haltung dem eigenen, weiblichen Körper gegenüber.« (Anm. 5)

{227} Gewiss ist es Zeit, mit dem infantilen Wunschdenken mancher Männer aufzuräumen, demzufolge alle Frauen im Grunde ihres Herzens dauernd schwanger werden möchten. Und gewiss hat Shulamith Firestone teilweise recht, wenn sie lapidar hinschreibt: »Die Schwangerschaft ist barbarisch.« (Anm. 6) Auch scheint es mir verständlich, dass die verlogene Verniedlichung von Schwangerschaft und Geburt noch dazu beitragen kann, dass manche Frauen ihren Leib gerade deswegen ablehnen, weil er bis in jüngste Zeit ständig der unberechenbaren Gefahr ausgesetzt war, in jenen »gesegneten« Zustand zu geraten, der oft genug als das Gegenteil von Segen erfahren wird. Nicht selten habe ich auch Frauen den Wunsch äußern hören, sie möchten es auch einmal so gut haben wie die Männer: so leicht zum Orgasmus zu kommen, immer nur die Empfangenen zu sein und mit den möglichen Folgen körperlich nichts zu tun zu haben.

{228} Und doch glaube ich nicht, dass die biologischen Eigenschaften des weiblichen Leibes der Selbstverwirklichung der Frau im Wege stehen. Im Gegenteil: Zwar kann sie sehr wohl Frau sein, ohne je geboren zu haben, aber das Wissen um die Möglichkeit des Gebärens gehört zu ihrem Wesen, weil es zum Wesen des archetypisch Weiblichen gehört. Darum ist der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, dass einige Feministinnen zugleich mit ihrem weiblichen Leib das weibliche oder doch zumindest das mütterliche Prinzip schlechthin ablehnen, auch wenn sie bewusst gerade für die Befreiung der Frau kämpfen. Es kann doch nicht nur darum gehen, die Frau von etwas, nämlich von der Unterdrückung im Patriarchat, zu befreien, sondern der zweite Schritt müsste doch sein, sie zu sich selbst zu befreien, und das hieße dann auch: zur bewussten und freiwilligen Annahme ihrer mütterlichen Möglichkeiten.

{229} Was das bedeutet, will ich im weiteren Verlauf dieses Kapitels zu erklären versuchen. Diesem Versuch ist zweierlei vorzuschicken: Zum ersten schließt das Nachdenken über Mütterlichkeit oder Mütter natürlich auch immer das Kind mit ein, zum anderen werden mich die Gestalten Mutter und Kind weniger auf der personalen als auf der archetypischen Ebene beschäftigen, weil die seelischen Strukturen und Kräfte, um die es hier geht, auf jeden Fall im archetypischen Bereich, also im kollektiven Unbewussten, verankert sind.

{230} Die folgenden Gedankengänge sind durch meine privaten und beruflichen Erfahrungen vielfältig belegt. Ihren Ursprung haben sie in der Analytischen Psychologie C. G. Jungs und dem Werk seines Schülers Erich Neumann. Alle zugrunde liegenden Theorien und Hypothesen sind dort durch ein sehr umfangreiches Material aus Mythologie, Ethnologie, Literatur und Geschichte sowie durch Beispiele von Träumen heutiger Menschen gestützt. Dennoch spielt die Intuition, wie bei allen schöpferischen Prozessen, auch im Werk dieser beiden Entdecker eine hervorragende Rolle. Wenn man deswegen die gesamte Tiefenpsychologie als eine moderne Form des Mythos bezeichnen möchte, so habe ich - wie schon früher angedeutet - nichts dagegen. Selbst dann nicht, wenn man ihr attestiert, dass sie »eine schlechte Wissenschaft, aber eine gute Mythologie« (Anm. 7) sei.

{231} Die Analytische Psychologie teilt mit vielen anderen psychologischen Schulen die Auffassung, dass die Beziehung zwischen Kind und Mutter vom ersten Lebensstage an für das zukünftige Lebensgefühl des Kindes von größter Wichtigkeit, weil von grundlegender Prägungskraft ist. Im Gegensatz zu anderen Schulen jedoch sieht die Analytische Psychologie in der Mutter-Kind-Beziehung nicht nur eine biographische Verwicklung, die von der Persönlichkeit der Mutter, ihrer Lebensgeschichte, ihrer derzeitigen Situation und allenfalls noch von der Erbmasse des Kindes bestimmt ist, sondern sie sieht - weit über das alles hinaus - archetypische Kräfte am Werk, die durch die persönlichen Eigenschaften von Mutter und Kind zwar modifiziert werden, aber doch weitgehend ihren eigenen Gesetzmäßigkeiten folgen und damit positive wie negative Möglichkeiten mit in den Prozess hineinbringen, die alles nur Persönliche weit übersteigen.

{232} Das Neugeborene bereits hat am kollektiven Unbewussten Anteil und kann deswegen archetypische Kräfte sowohl erfahren als auch auslösen. So ist es vor allem auf die Erfahrung des Archetypus der Großen Mutter hin angelegt und bewirkt seinerseits, dass dieser Archetypus in seiner persönlichen Mutter konstelliert wird.

{233} Bevor ich diesen Archetypus näher beschreibe, will ich kurz auf zwei Einwände eingehen, die an dieser Stelle oft erhoben werden. Der erste formuliert sich in der Frage, wieso denn das Neugeborene bereits Anteil am kollektiven Unbewussten haben könne. Die Antwort lautet hier sehr einfach: Wir wissen es nicht. Wir können aber nachweisen, dass bei Kindern wie bei Erwachsenen immer wieder symbolische Bilder und Motive auftreten, die weder aus dem Bewusstsein noch aus dem persönlichen Unbewussten stammen können und die deswegen die Annahme ererbter, also von Geburt an vorhandener, psychischer Dispositionen notwendig machen, wobei über deren Herkunft und Entstehung so wenig Exaktes ausgesagt werden kann wie über Herkunft und Entstehung der erbten Instinkte. (In beiden Fällen sagt der Begriff »stammesgeschichtliche Anpassung« (Anm. 8) gleich viel oder auch gleich wenig aus.)

{234} Der zweite Einwand betrifft alle Theorien über die Bedeutung der frühen Mutter-Kind-Beziehung und macht geltend, dass doch der Säugling noch kein bleibendes Gedächtnis habe und also die Erfahrungen mit seiner Mutter noch gar nicht bewahren könne. Auch diesem Einwand können wir nicht oder noch nicht mit einem exakten Gegenargument antworten; es besteht jedoch Grund zu der Annahme, dass ein nichtverbales Gedächtnis schon lange vor - und auch im weiteren Leben stets neben - dem verbalen Gedächtnis besteht, in welchem Erfahrungen gewissermaßen nicht als Texte, sondern als Bilder und Stimmungen gespeichert werden. Und gerade die Existenz eines solchen primären Bildgedächtnisses würde die Annahme frühkindlicher Prägungen auf der archetypischen Ebene viel wahrscheinlicher machen als die Hypothesen der personalistischen Traumatheorien etwa der Psychoanalyse.

{235} Das neugeborene Kind ist, gemessen am Reifungsgrad seines Gehirnes, eine »physiologische Frühgeburt«, und erst mit Beendigung seines ersten Lebensjahres erreicht es einen Reifungszustand, der ungefähr demjenigen der anderen höheren Säugetiere zum Zeitpunkt ihrer Geburt entspricht. Adolf Portmann bezeichnet deswegen das erste Lebensjahr des Kindes als dessen postuterine, das heißt nachgeburtliche Embryonalzeit. Es ist zwar aus dem mütterlichen Uterus heraus geboren, lebt aber sein erstes Jahr noch embryonalhaft im »sozialen Uterus«, der zwar von außen gesehen bereits durch die Familie und Umwelt des Kindes repräsentiert wird, vermutlich aber für das Erleben des Kindes selbst fast ausschließlich in der Mutter gegeben ist. (Anm. 9) In dieser Phase vermag das Kind mangels eines Ichbewusstseins noch nicht zwischen Ich und du, Ich und Welt, Ich und Körper zu unterscheiden. Es lebt in einer nicht reflektierten, nicht unterscheidenden »Dual-Union« mit der Mutter, in der alles, was geschieht, immer beiden, dem Kind und der Mutter, geschieht, ohne dass jedoch diese beiden als zweierlei erlebt werden würden.

{236} Alles, was da geschieht - das ist ja vom Erwachsenen her gesehen zunächst nicht viel: schlafen, wachen, müde werden, schlafen; Hunger haben, trinken, genug haben, aufhören; die Entleerungen spüren, die Säuberung spüren, die Berührung wahrnehmen. Einige weitere Wahrnehmungen wie hell und dunkel, Stille und Geräusch, und nicht viel mehr. Dieses scheinbar Wenige ist aber doch schon eine ganze Welt, in der die Grunderfahrungen von Lust und Unlust, Spannung und Befriedigung, Angst und Ruhe wortlos aber mächtig wirken, ohne indessen als Gegensätze oder als zeitliches Nacheinander registriert und gemessen zu werden. Alles ist eins, ohne Spaltung, ohne Trennung, ohne Zeit. Die Wahrnehmungen sind oder geschehen einfach, ohne dass da ein Ich wäre, das sie hätte oder gar machte. Und noch bevor dieses Ich sich inselhaft auszubilden beginnt, wird - weil das Gegenstandsbewusstsein dem Ichbewusstsein vorausgeht - allmählich die Mutter wahrgenommen, aber noch nicht als ein bestimmtes Gegenüber, sondern als alles. Die Mutter ist in diesem frühen Stadium, das Neumann als »Ursprungseinheit« bezeichnet, für das Kind gewissermaßen die Stellvertretung für das Ganze: für das erst heranreifende Ich, für das gegenüberstehende du, für die draußen geahnte Welt, ja sogar für den eigenen Leib des Kindes selbst.

{237} Diese Ursprungseinheit zwischen Mutter und Kind und der Zustand der Welt als »Einheitswirklichkeit«, in der sie angesiedelt ist, kann natürlich nicht nachgewiesen, sondern nur intuitiv einfühlend erschlossen werden. Dennoch ist sie uns allen als mythologisches Bild wohl bekannt: Es ist der Zustand des Menschen im Paradies, der, wie in allen Paradiesmythen, so auch im Alten Testament, gekennzeichnet ist als ein vorbewusster Zustand, in dem noch keine Unterscheidung zum Beispiel zwischen Gut und Böse möglich ist. Aber es gehört zum Wesen des Paradiesmythos, dass der selige Zustand ein Ende findet: Mit schmerzhafter Notwendigkeit entwickelt sich Ichbewusstsein, und das heißt, die Ursprungseinheit löst sich auf, es zerfällt die Einheitswirklichkeit in unzählige Gegensatzpaare, es steht das Ich dem Nicht-Ich gegenüber.

{238} An diesem Prozess der Bewusstwerdung des Kindes, der natürlich sehr langsam, in winzig kleinen Schritten vor sich geht, ist wiederum die Mutter aufs intensivste beteiligt. Zusammen mit der Sprache vermittelt sie ihm allmählich die Voraussetzung des Bewusstseins, und indem sie ihr eigenes Bewusstsein und die Realität der Außenwelt dem heranreifenden Ich des Kindes gegenüberstellt, trägt sie dazu bei, dass das Ichbewusstsein des Kindes sich nach und nach festigt. Sie tut das nicht nur, indem sie mit dem Kind spielt oder spricht, sondern auch indem sie es »erzieht«, was ja zunächst nur heißt, dass sie ihm den Weg vom Paradies in die Welt zeigt, in der, weil sie keine Einheit mehr ist, Gegensätze gegeneinander stehen und deswegen Grenzen erfahren und anerkannt werden müssen. Als realitätsvermittelnde und grenzsetzende Erzieherin übernimmt sie durchaus auch negative und sogar feindliche Züge für das Kind, ja schließlich sogar für sich selbst; denn auch sie selbst würde gerne, wenn es möglich wäre, mit ihrem Kind in der Symbiose der Ursprungseinheit verharren, nach der sie sich, wie jeder Erwachsene, immer wieder vergeblich zurücksehnte, bis sie in der Urbeziehung mit ihrem Kinde wenigstens teilweise und für einige Zeit wieder in jenen paradiesischen Zustand zurückkehren konnte.

{239} Sofern ihre Beziehung zum Kinde vom Eros und nicht nur von eigenen Sehnsüchten oder vom Machtanspruch getragen ist, vermag sie auch die unerlässlichen negativen und begrenzenden Schritte zu vollziehen, ohne dadurch dem Kind oder sich selbst irgendeinen Schaden zuzufügen.

{240} Es ist wohl kaum nötig, ausführlich darzustellen, von welcher überragenden Bedeutung die Art der Urbeziehung zur Mutter für das ganze weitere Leben des Kindes ist. Wenn man sich vorzustellen versucht, wie tiefreichend die Prägbarkeit des Kindes besonders in seinem ersten Lebensjahr sein muss, in dem es nach biologischen Kriterien noch in den Leib der Mutter hinein gehörte, nun aber bereits ihren Händen und ihrem Handeln anvertraut ist - geradezu so, als müsste die konstituierende Bedeutung des sozialen Erlebens schon während der Embryonalzeit vom Menschen erlernt werden -, wenn man die Hypothese gelten lässt, dass das Kind in der Urbeziehung mit und an der Mutter nicht nur sich selbst und seinen Leib, sondern auch das Du und schließlich die Welt erfährt, und wenn man sich vor Augen hält, durch welche inneren Räume und Gefahren die Mutter das Kind führt, wenn sie es aus der paradiesischen Einheitswirklichkeit des unbewussten Zustandes in die ersten Stadien der Bewusstwerdung begleitet: dann wird man nicht zögern, der Urbeziehung eine alle späteren Einflüsse überragende Bedeutung zuzumessen. Die Urbeziehung prägt die Einstellung, die der Mensch später zu seinem Leib, zu seinem Ich, zum du des anderen Menschen und zur Welt haben wird. Die geglückte Urbeziehung legt den Grundstein für jenes zuversichtliche Lebensgefühl, das in der Psychologie als »Urvertrauen« bezeichnet wird; die gestörte Urbeziehung kann (aber - wie ich später ausführen werde - muss nicht) ein lebenslängliches Klima der Angst und Ungeborgenheit bewirken.

{241} Wer bereit ist, diese Sicht der Mutter-Kind-Beziehung zu akzeptieren, wird spätestens an dieser Stelle erschrocken fragen, wie denn Mütter jemals ihrer Verantwortung gerecht werden können, ohne zuvor einer gründlichen Unterweisung in Jungscher oder Entwicklungs-Psychologie teilhaftig geworden zu sein.

{242} Die Jungsche Psychologie stellt nicht Forderungen auf, die Frauen oder Männer zur Kenntnis nehmen müssten, um sie zu erfüllen, sondern sie versucht zu beschreiben, was ohnehin geschieht. Und zwar entspringt solches Geschehen nicht bewusstem Vorsatz, sondern es ist eine Auswirkung archetypischer Grundmuster. Die hier beschriebenen Entwicklungen zwischen Mutter und Kind sind nicht zu erlernende, gewollte, sondern natürliche Vorgänge, und zwar deswegen, weil der Mutter Archetypus, der sie alle bewirkt, zur seelischen Natur des Menschen gehört.

{243} Allerdings darf der Hinweis auf die überragende Bedeutung des Mutter Archetypus nicht dazu verleiten, den Einfluss der persönlichen Mutter auf das Kind zu unterschätzen. Sie ist ja in jedem Falle die Stellvertreterin (oder besser: das ausführende Organ) des Archetyps; und ob dieser sich dem Kinde als gut oder als furchtbar erweist, darauf hat sie sehr wohl einen Einfluss. Nur besteht dieser Einfluss nicht aus tausend kleinen Einzelheiten, die sie bewusst kontrollieren müsste, sondern er besteht - ich sage es absichtlich so einfach - darin, ob sie das Kind liebt oder nicht. Sie mag sich noch so ungeschickt beim Windeln anstellen; sie mag die sonderbarsten (oder auch gar keine) pädagogischen Prinzipien befolgen; sie mag ungeduldig und aufbrausend sein: solange sie das Kind liebt, steht sie dem Archetypus nicht im Wege, sondern vermittelt dem Kind die Begegnung mit allen Aspekten der »Großen Mutter«, zu denen allerdings auch, wie wir gleich hören werden, dunkle Aspekte gehören. Zur »guten« Mutter wird sie also weder durch psychologische Kenntnisse noch durch krampfhaftes Lieb-Sein, sondern durch liebevolle, unverstellte Spontaneität, die sich mehr vom Instinkt als von klugen Vorsätzen leiten lässt.

{244} Ich will hier nochmals an die enge Beziehung zwischen Instinkten und Archetypen erinnern. So wie die Tiermutter ihr Junges instinktiv richtig gebiert, ernährt, schützt und anleitet, so wird auch die Menschenmutter sich im elementaren Bereich (vor allem in der Handhabung des Kindes) noch einigermaßen instinkthaft dem Kind zuwenden. Während sich aber die instinktiven Muster in bestimmten Haltungen, Bewegungen und einfachen Bewegungsabläufen erschöpfen, baut sich darüber ein Archetypus auf, der in der Mutter über die Instinkthandlungen hinaus Emotionen, Bilder, Phantasien und komplizierte Verhaltensmuster bewirkt, deren Summe erst das »mütterliche« Wesen ausmachen. Das Zustandekommen des mütterlichen Verhaltens durch die Einwirkung des Archetypus auf die Mutter geschieht unbewusst und also auch ungewollt und muss so wenig erlernt werden wie die Instinkthandlungen.

{245} Der einigermaßen ausführlichen Beschreibung des Mutter-Archetypus hat Erich Neumann sein 550 Seiten umfassendes großformatiges Buch »Die Große Mutter« (Anm. 10) gewidmet. Ich will versuchen, in wenigen Sätzen den Gehalt dieses Buches zusammenzufassen, nicht ohne Leserinnen und Lesern die Lektüre des Neumannschen Werks nachdrücklich zu empfehlen. Der Mutter-Archetypus trägt wie alle Archetypen ambivalenten Charakter. Er beinhaltet einerseits das Gebärende, Nährende, Bergende, Schützende des Mütterlichen und zeigt sich andererseits unter dem Aspekt der »Furchtbaren Mutter«: Das ist die festhaltende, verschlingende, zerstückelnde, todbringende Seite des Mütterlichen. Bald kann die eine, bald die andere Seite dieses Mutter-Archetypus für den seiner Wirkung ausgesetzten Einzelnen oder das Kollektiv mehr im Vordergrund stehen: Immer aber ist die Gegenseite im Hintergrund auch mit wirksam, sodass hinter der guten Mutter die furchtbare spürbar bleibt und umgekehrt.

{246} Ja seine bedeutendste Dynamik besitzt der Mutter-Archetypus gerade erst durch das Zusammenwirken seiner entgegengesetzten Pole. Sie besteht darin, dass der Mutter-Archetypus jegliche Art von Wandlung bewirkt, indem er das Lebendige einerseits hervorbringt und es andererseits bedroht und gefährdet, sodass es durch Stirb und Werde hindurch sich wandeln muss. Dieser »Wandlungscharakter« des Mutter-Archetypus macht die Große Mutter zur Herrin der Pflanzen und Tiere, der Jahreszeiten und Gestirne, zur Erfinderin von Handwerk und Ackerbau, zur Prophetin und Schamanin, schließlich zur Begründerin der sakralen Mysterien, zur Schicksalsgöttin und zur Sophia, der göttlichen Weisheit.

{247} Diese spärliche und dürre Aufzählung, der vor allem die Fülle der symbolischen Bilder und realen Bezüge fehlt, die Neumann in fast überreichem Maße beibringt, soll in unserem Zusammenhang nur zeigen: In die vom Mutter-Archetypus geprägte und bewegte Mutter-Kind-Beziehung wirken infolge der ungeheuren Vielschichtigkeit des Archetypus Kräfte und Zusammenhänge ein, die sich nicht aus der Persönlichkeit der Mutter und dem sich bildenden Persönchen ihres Kindes allein erklären lassen. Denn das Kind ist darauf angelegt, den ganzen Mutter-Archetypus an seiner Mutter oder durch seine Mutter hindurch zu erfahren, und die Mutter kann es auf keine Weise vermeiden, dass sie für ihr Kind (und bisweilen auch in ihrem eigenen Erleben) den ganzen gewaltigen Archetypus vorübergehend vertritt.

{248} Nur allmählich kann das Kind, das in der Ursprungseinheit mit der Mutter und dem Mutter Archetypus identisch ist, seine Mutter als Person wahrnehmen, und zwar in dem Maße, in dem es mit Hilfe der Mutter die Fähigkeit erlangt, sich selbst wahrzunehmen. Und indem es beginnt, sich von der Mutter abzulösen, erfährt es immer mehr Anteile des Mutter-Archetypus in der Welt draußen. Die ganze Welt des Kindes wird jetzt zur mütterlichen Welt, die zugleich gut und furchtbar ist und in der es nur bestehen kann, wenn es bereit ist, sich wachsend zu wandeln. Die Auswirkung des Mutter Archetyps aber kommt niemals zu einem Ende, denn noch der Tod - gleich ob er als Nichts oder als Wandlung vorausphantasiert wird - ist ein Aspekt der Großen Mutter.

{249} Für unseren Zusammenhang sind zwei Hinweise wichtig. Den einen habe ich schon gegeben: Der Mutter-Archetypus reicht bis in die höchsten Sphären des geistigen und religiösen Lebens hinauf. Der andere Hinweis aber ist ebenso bedeutsam: Der Mutter-Archetypus verliert niemals seine Verwurzelung im Materiellen, nämlich im mütterlichen Leib und in der Erde. Die Symbolik aller Archetypen, wie verzweigt und vielfältig sie auch sein mag, geht immer auf die elementaren Erfahrungen sinnlich wahrnehmbarer Gestalten zurück - so die des Mutter-Archetypus auf den Bauch, den Schoß, die Brust und den Mund der Mutter, und im außermenschlichen Bereich auf die Erde als Acker, aus der das Leben wächst.

{250} Jetzt wird vielleicht noch verständlicher, warum ich früher die Vermutung äußerte, dass die Frau, wenn sie ihren weiblichen Leib ablehnt, damit mehr als ihre biologische Funktion, nämlich den Archetypus der Großen Mutter, ablehnt.

{251} Das archetypisch Mütterliche aber ist von dem, was ich früher, im dritten Kapitel, als das weibliche Prinzip beschrieben habe, nicht abzutrennen. Es sei nochmals an das dort Gesagte erinnert: Das weibliche Prinzip als der eine Pol menschlicher Welterfahrung kann verschieden benannt werden, je nachdem, in welchem Zusammenhang wir es betrachten. Wir können es das Archetypisch-Weibliche nennen oder es als den Archetypus der Großen Mutter bezeichnen; wir können es in anderem Zusammenhang als den Erd Archetypus im Gegensatz zu dem des Himmels beschreiben oder, wenn wir vom weiblichen Prinzip im Unbewussten des Mannes sprechen, es den Archetypus der Anima nennen. Wenn wir psychologisch verallgemeinernd die beiden Pole unserer Seele den Prinzipien weiblich und männlich zuordnen wollen, dann finden wir das Bewusstsein dem männlichen Prinzip näher stehend, das Unbewusste dem weiblichen. Wohlgemerkt: näher stehend! Hier ist nicht von Identität zwischen dem weiblichen Prinzip und dem Unbewussten die Rede. Benutzen wir wieder seine Erscheinungsform als Mutter- Archetypus, um das deutlicher zu machen.

{252} Im Archetypus der Großen Mutter sind auch männliche Elemente vorhanden. Viele Züge der furchtbaren, bedrohenden, verschlingenden Großen Mutter tragen durchaus männliche Vorzeichen. Sie sind aggressiv, zerlegend, zerstückelnd, vorausplanend, hart. Der Wandlungscharakter der Großen Mutter, der ohne diese männlichen Elemente gar nicht denkbar wäre, zielt aber letztlich auf die Wandlung von einem unbewussten zu einem bewussteren Zustand. Im kollektiven Unbewussten selbst, das wir hier unter dem Bilde der Großen Mutter betrachten, sind also auf Bewusstsein hindrängende, und das heißt »männliche« Elemente enthalten. Deswegen ist das Unbewusste nicht mit dem Weiblichen identisch, sondern ist ihm nur näher verbunden, ohne deswegen der Teilhabe am männlichen Prinzip zu entbehren.

{253} In seinem Zentrum enthält das kollektive Unbewusste jenen alles aus sich hervorbringenden, anordnenden und lenkenden Archetypus des Selbst, der vom Gottesbild nicht zu unterscheiden ist. Er ist der Archetypus der Ganzheit, der Bewusstes und Unbewusstes, männliches und weibliches Prinzip nicht nur entstehen lässt, sondern auch in sich selbst vereinigt. Und es ist eben dieses Selbst, das den Menschen zur Bewusstwerdung drängt, damit er in seinem Bewusstsein das Wesen der Ganzheit erfahren kann. Alle anderen Archetypen stehen gewissermaßen im Dienste des Selbst, und deswegen kann das Kind durch den Archetypus der Mutter hindurch bereits dieses Selbst erfahren.

{254} Wenn wir einen Schritt zurücktreten und nun wieder die einzelne Mutter betrachten, die, unbewusst vom Selbst und vom Mutter Archetypus gelenkt, ihr Kind heranzieht, so werden die Zusammenhänge noch klarer. Ich hatte früher gesagt, dass das männliche Prinzip im Unbewussten der Frau als Animus enthalten sei. Der Animus der Mutter spielt in ihrer Beziehung zum Kind eine beträchtliche Rolle. Überall dort nämlich, wo die Mutter dem Kind Versagungen bereitet, ihm Grenzen setzt, ihm Gesetzmäßigkeiten vermittelt, wird sie vom Kinde nicht nur als männlich erfahren, sondern handelt auch wirklich aus dem Animus heraus.

{255} Aber bei dieser Feststellung gilt es aufzupassen, dass nicht wieder vom Animus ein einseitig negatives Bild entsteht! Nur in den oberflächlichen Schichten des Unbewussten ist der Animus aus übernommenen Meinungen und Vorurteilen des Kollektivs gebildet und deswegen zum großen Teil von der patriarchalen Gesellschaft als etwas Fremdes übernommen, In diesem Bereich ist der Animus - wie ich früher ausgeführt habe - aufs engste mit dem »Schatten« der Frau verbunden, nämlich mit den (echten oder vermeintlichen) »männlichen« Eigenschaften, die sie unter dem Druck des Kollektivs verdrängen musste. Die Mutter, die vorwiegend mit diesem oberflächlichen, nämlich »patriarchalen« Animus ihr Kind erzieht, tut nichts weiter, als dass sie ihm nörglerisch herumkritisierend eintrichtert, wie »man« sich zu verhalten habe.

{256} In tieferen Schichten des Unbewussten finden sich dagegen Animus-Qualitäten, die nicht aus Verdrängung entstanden und ein Zerrbild des kollektiven Männlichkeitskonzeptes darstellen, sondern die dem weiblichen Unbewussten selbst entstammen, Animus ist hier wirklich Geist-Seele, aber nicht rationalistisch trennender Geist, wie er es im männlichen Bewusstsein werden kann, sondern schöpferisch verbindender Geist, wie er sich als männliches Prinzip in der weiblichen Matrix manifestiert.

{257} Erst dann, wenn die Mutter diesen »matriarchalen Animus« in die Erziehung ihres Kindes mit einbeziehen kann, vermag sie dem Wandlungs- und Geistcharakter des Mutter-Archetypus Raum zu geben. Und nur dann ist sie in der Lage, dem Kind Grenzen setzend und Widerstand leistend zur Bewusstwerdung und damit zur Befreiung aus der Ursprungseinheit zu verhelfen, ohne ihm deswegen die Erfahrung des Eros in der Mutter-Kind-Beziehung vorzuenthalten.

{258} Die Mutter, die nur mit dem oberflächlichen patriarchalen Animus ihr Kind gängelt, wird letztlich immer die böse Mutter bleiben. Die Mutter, die matriarchalen Animus aus der Tiefe des Unbewussten in ihre Beziehung zum Kinde einzubringen vermag, wird zwar vorübergehend die feindliche, weil nicht ausschließlich liebevoll gewährende Mutter sein, sie wird aber im Erleben des Kindes wie in ihrem eigenen die Funktion der Großen Mutter erfüllen können, die gebiert, ernährt, schützt und - wandelt. Erst wenn sie versucht, das männliche Prinzip aus ihrer Beziehung zum Kind völlig fern zu halten, und das heißt: dem Bewusstsein überhaupt keinen Raum zu geben, sondern die unbewusste Symbiose mit dem Kind um jeden Preis zu bewahren, erst dann wird sie zur furchtbaren Mutter, die dem Geborenen das Leben vorenthält, indem sie es wieder in sich hineinfrisst.

{259} An dieser Stelle will ich kurz einen Blick auf die möglichen negativen Auswirkungen der Mutter-Kind-Beziehung werfen. Ich begeben mich damit in eine zumindest quantitativ große Gesellschaft, denn zum Beispiel über die »narzisstisch gekränkte« Mutter, die ihre »narzisstischen Bedürfnisse« an ihrem Kind befriedigt, ist ja in den vergangenen Jahren viel geschrieben worden.

{260} Dass auch aus der Sicht der Jungschen Psychologie die missglückte Urbeziehung von den schlimmsten Folgen für das heranwachsende Individuum sein kann, ist nach allem Gesagten klar. Und auch den Beschreibungen, wie das im einzelnen aussehen kann, wie sie etwa von Alice Miller (Anm. 11) gegeben werden, kann ich mich, unter Verwendung einer anderen Terminologie, durchaus anschließen.

{261} Was mir jedoch in bedrückender Weise verfehlt und irreführend zu sein scheint, das ist das starre, eindimensionale Kausalitätsdenken, das die psychoanalytischen Traumatheorien beherrscht: Wenn Frau X, die Mutter des Kindes Y, so und so ist und sich demgemäß verhält, dann muss das Kind Y mit Notwendigkeit so und so werden. Diese simple Behauptung hat zwar offensichtlich für viele Menschen, die sie rückblickend auf ihre eigene Kindheit zur Kenntnis nehmen, eine bedeutende und tröstende Wirkung (»meine Mutter war nun mal eben narzisstisch gekränkt«), aber sie verfälscht die Vielschichtigkeit der Wechselwirkungen zwischen Mutter und Kind und zwischen den Menschen im allgemeinen, weil sie kausal-mechanisch und personalistisch konzipiert ist. Dieser Betrachtungsweise sind einerseits die gewichtigen Argumente von Hansjörg Hemminger entgegenzuhalten: »Affektive Reaktionen sind der ständigen Wandlung ebenso unterworfen wie Denken und Handeln. Es gibt keine Beweise für die Existenz einer affektiven Dynamik, die durch Kindheitserfahrungen determiniert und durch spätere Erfahrungen nicht mehr verändert wird.« (Anm. 12) »Ein einheitliches >psychisches Trauma< im Sinne der Traumatheorie gibt es nicht. Die Wirkung von Angst- und Schmerzerlebnissen im Kindesalter lässt sich angemessen beschreiben, indem man von einer organisch-geschichtlichen Vorstellung von der Kindesentwicklung ausgeht,« (Anm. 13) Andererseits scheint es dem Jungschen Analytiker unerlässlich, in die »organisch-geschichtliche Vorstellung von der Kindesentwicklung« die Dimension des Archetypischen mit einzubeziehen, auch wenn die Betrachtung damit den Bereich des naturwissenschaftlich Beweisbaren verlässt.

{262} Die organisch-geschichtliche Dimension des archetypischen Geschehens eliminiert zwar nicht die Bedeutung der Mutter Frau X, aber sie relativiert sie. Frau X mag eine noch so narzisstisch gekränkte oder Animus-besessene »furchtbare Mutter« gewesen sein und ihrem Kinde schweren Schaden zugefügt haben; sie konnte doch die positive Seite des Mutter Archetypus lediglich verdecken, aber nicht löschen. Die Verwundung des Kindes durch die »furchtbare« Mutter kann unheilbar sein, aber sie muss es nicht, weil die archetypischen Qualitäten der »guten« Mutter auch außerhalb der Mutter-Kind-Beziehung erfahren werden können. Denn es ist ja nicht nur die leibliche Mutter, die den Archetypus vertritt (und auf die das Kind ihn projiziert), sondern es können andere Menschen (selbst der Vater!), es kann das Haus, die Landschaft oder das Tier sein. Die Symbole der positiven Seite des Mutter-Archetypus bieten sich - unabhängig von der persönlichen Mutter - in der Außenwelt mannigfaltig an, und die Aufnahmefähigkeit der heranwachsenden Seele für deren heilenden Einfluss kann größer sein, als es die Verwundung durch die persönliche Mutter war.

{263} Und noch der Erwachsene vermag bis zu einem gewissen Grade nachzuholen, was ihm in der Kindheit versagt blieb, nämlich dann, wenn er bereit und fähig ist, eine bewusste Beziehung zum kollektiven Unbewussten aufzunehmen, wozu es natürlich keiner psychologischen Vokabeln bedarf.

{264} Solche theoretischen Überlegungen sind von eminenter praktischer Bedeutung. Denn das sorgfältige Hinhören auf die archetypischen Dimensionen erlaubt dem therapeutischen Bemühen auch dort noch Hoffnung, wo die personalistische Traumatheorie nur noch heroischen Pessimismus zulässt.

Töchter, Söhne, Mütter, Väter. Mensch und Gottesbild

{265} In diesem Buche beschäftige ich mich, herausgefordert durch die Lektüre feministischer Literatur, mit den gestörten Beziehungen zwischen Frauen und Männern. Ich vertrete dabei den Standpunkt der Jungschen Psychologie und gebe zu bedenken, dass es zwischen Frauen und Männern einerseits und dem weiblichen und männlichen Prinzip andererseits zu unterscheiden gilt. Beide Geschlechter werden in verschiedener Weise von beiden Prinzipien geprägt, haben aber die fatale Neigung, sich selbst und das andere Geschlecht jeweils nur mit einem der beiden Prinzipien zu identifizieren. In dieser von beiden Geschlechtern praktizierten, aber von den Männern zu ihrem Vorteil ausgenutzten Einseitigkeit sehe ich die Ursache des »Sexismus«, für dessen Überwindung ich es deswegen für unerlässlich halte, dass Frauen zu ihrem Anteil am männlichen Prinzip, den wir in der Analytischen Psychologie als Animus bezeichnen, und Männer zu ihrem Anteil am weiblichen - also zu ihrer Anima - in eine bewusste Beziehung treten. Es ist gewiss, dass sich daraus nicht nur eine veränderte Beziehung zum jeweils anderen Geschlecht, sondern vor allem eine fruchtbarere Einstellung des Bewusstseins gegenüber dem kollektiven Unbewussten ergibt.

{266} Was das im Einzelnen heißt, will ich im letzten Kapitel darzustellen versuchen. Zuvor ist es aber notwendig, das Thema des vorigen Kapitels nochmals aufzugreifen. Dort war von der Mutter-Kind-Beziehung die Rede, und ich habe betont, dass diese grundlegende Erfahrung jedes Menschen nicht nur von persönlichen Faktoren, sondern vor allem von den Einwirkungen des Mutter-Archetypus geprägt wird. Unter Ausklammerung meines eigentlichen Themas habe ich dabei zweierlei außer Acht gelassen: erstens die Tatsache, dass das Kind ja von einem nicht genau bekannten Zeitpunkt an sich selbst nicht als ein Neutrum, sondern als Mädchen oder Knaben erfährt, und zweitens die Gestalt des Vaters.

{267} Beginnen wir, uns der Polarität zwischen den Geschlechtern wieder anzunähern. Dass bei herkömmlicher Rollenteilung zwischen den Eltern die Beziehung des Vaters zum Säugling und auch noch zum Kleinkind auf der bewussten Ebene sehr viel schwächer ausgeprägt ist als die der Mutter, bedarf keiner Erläuterung. Auch die Tatsache, dass sich das gegenseitige Interesse zwischen Kind und Vater in dem Maße zu verstärken beginnt, in dem das Kind aufgrund seiner Ich-Entwicklung Anteil an der außerfamiliären Welt zu nehmen vermag, gehört in unserer Kultur zur allgemeinen Erfahrung. Wie steht es aber auf der Ebene der unbewussten Kommunikation, präziser gefragt: Gibt es nicht auch einen Vater-Archetypus, und was bedeutet dieser für das heranwachsende Kind?

{268} Ich habe mich mit dem Vater-Archetypus indirekt schon beschäftigt, als ich das männliche Prinzip beschrieb: »Nicht Naturrhythmus, Wandlung und ewiger Kreislauf, sondern lineare, gewollte und durchgesetzte Veränderung bestimmen die Dynamik des männlichen Prinzips. Es ist bestrebt, von sich aus Ordnungen zu setzen, und verhält sich deswegen vorausdenkend, planend, aktiv und aggressiv. Nur in der ätherischen Höhe vermeint das Männliche Geist zu gewahren, und weil es sich mehr nach diesem Geistigen sehnt, als sich vom Natürlichen tragen zu lassen, will es beständig >hinauf<-gelangen«, so hatte ich dort das männliche Prinzip beschrieben.

{269} Dieses Prinzip bildet gewissermaßen die Grundsubstanz des Vater-Archetypus, zu der aber, wie ich es beim Mutter-Archetypus schon dargestellt habe, Elemente des entgegengesetzten Prinzips hinzukommen. Wir wollen sehen, wie das Kind dem Vater Archetypus entgegenwächst.

{270} Das Neugeborene lebt ausschließlich in der Urbeziehung zur Mutter und steht deswegen gänzlich unter der Dominanz des Mutter-Archetypus. Sobald sich aber die kleinsten Ansätze eines Ichbewusstseins im Heranwachsenden bilden, erfährt es die ersten Einwirkungen des männlichen Prinzips, und zwar, wie wir sahen, durch Animus-Reaktionen der Mutter. Indem sie Grenzen setzt und Regeln aufstellt, fördert sie nicht etwa nur die Sozialisierung, sondern vor allem auch die weitere Bewusstwerdung des Kindes und damit sein allmähliches Heraustreten aus der Urbeziehung. Mit dem Verlassen der Urbeziehung und dem Hineinwachsen in die bewusste Wahrnehmung der Welt und ihres Gegensatzcharakters tritt das Kind allmählich in einen neuen archetypischen Bereich, eben den des Vaters, ein.

{271} Wo vorher Einheit und Nähe bestanden, da herrschen jetzt Nennung und Abstand. Was früher das einfach Gegebene war, wird jetzt zum Fragwürdigen. An die Stelle der unmittelbaren Erfahrung der Welt tritt ihre Deutung. Der ewig sich wiederholende Rhythmus wird zur gemessenen Zeit, unendlicher Welt-Raum wird zum geordneten Lebensraum, zweckfreies Spielen wird zum zielgerichteten Lernen, freischwebendes Verfließen zur fest gefügten Struktur.

{272} Es ist klar, dass solcher Übergang von der mütterlichen in die väterliche Welt nicht ohne Angst vollzogen werden kann. Deswegen war für uns alle der Vater-Archetypus zunächst das furchterregende, bedrohliche, einengende ganz andere. Aber die zum Vater-Archetypus gehörenden Symbolgestalten sind nicht nur der Gesetzgeber, Richter und König, sondern ebenso auch der Hirte, der Arzt und der Weise. Nicht nur Beschränkung und Ordnung führt er herbei, sondern auch Klarheit, Überblick und Gewissheit. Er ist Wanderer, Seefahrer, Entdecker, Eroberer. Sein Ziel ist nicht die ewige Erneuerung des Gleichen, sondern der Gewinn von neuem, nicht Kreislauf, sondern Entwicklung. Der mystischen Grotte der Mondnacht stellt er die Sonnenhelle des Tages und den aufragenden Berg oder Turm gegenüber.

{273} Die Bewusstseinskeime, die das Kind in seinen Bereich mit einbringt, werden von ihm, wie vom kunstvollen Schmied, zur Rüstung und zur Waffe des fernhin treffenden kontinuierlichen Bewusstseins geformt, denn in der Begegnung mit ihm wird das, was bis dahin das Kind war, in einen neuen archetypischen Zustand transformiert: in den des »Helden«. Denn das sich entwickelnde Bewusstsein des Kindes bedarf, in mythologischer Sprache ausgedrückt, heldenhafter Qualitäten, um der Geborgenheit im Mutter-Archetypus zu entsagen und die furchtbare, weil festhaltende Mutter zu überwinden. Dabei kommt es verständlicherweise zu einer mindestens vorübergehenden Abwertung der mütterlichen Welt, denn auch das Selbst, das vorher mit ihr identisch zu sein schien, wandert nun in den Vater-Archetypus hinüber und lässt die Muttergöttin als vom Vatergott überwunden erscheinen.

{274} Aber hier muss ich die Vergegenwärtigung des Vater-Archetypus für eine Weile unterbrechen, um mich der Frage zuzuwenden, welche Rolle das Geschlecht des Kindes in seiner Beziehung zu den beiden Eltern Archetypen spielt. Denn so viel ist schon jetzt deutlich: Der Übergang von der mütterlichen in die väterliche Welt muss für das Mädchen etwas anderes bedeuten als für den Knaben.

{275} Das Mädchen ist unter der Dominanz des Mutter-Archetypus und in der mütterlichen Welt bei sich selbst. Nicht etwa nur deswegen, weil es von der Mutter sekundär »zum Mädchen gemacht« wird, sondern in viel höherem Maße wegen des primären Überwiegens des weiblichen Prinzips in seiner leibseelischen Konstitution ist es, auch nach der allmählichen Auflösung der Ursprungseinheit, doch immer in seinem ureigensten Milieu, wenn es bei der Mutter ist. »Ich und die Mutter sind eins.« Nun wird aber das archetypisch mütterliche Klima für die Tochter sehr verschieden akzentuiert, je nachdem, welchen Aspekt des Mutter-Archetypus die persönliche Mutter am meisten verkörpert, oder auch: welchen Aspekt die Tochter in ihr am stärksten konstellierte. Denn auch sie bringt ja bereits ihre Struktur und Dynamik in das Wechselspiel mit ein.

{276} Wenn die Qualitäten der »guten(, das heißt: der freilassenden Mutter überwiegen, wird es die Tochter leicht haben, sich mit dem weiblichen Prinzip zu identifizieren. Herrscht hingegen die »furchtbare«, das heißt: die verschlingende, festhaltende Mutter vor, entwickelt die Tochter ein gestörtes oder zumindest ambivalentes Verhältnis zum Weiblichen. Sie gehört ihm zwar an, kann es aber nicht bejahen.

{277} Durch das Hinzutreten des mütterlichen Animus ergeben sich - für unsere jetzt sehr schematisch verlaufende Betrachtung, die von der Wirklichkeit schon deswegen weit entfernt ist, weil sie die Einwirkung des Vaters zunächst außer Acht lässt - vier verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten:

{278} Die Tochter der »guten« Mutter kann deren Animus als feindlich, widersprüchlich, böse erleben, nämlich dann, wenn die gute Mutter nur den oberflächlichen, schatten-nahen »patriarchalen« Animus ins Spiel zu bringen vermag. Die Tochter wird sich dann umso heftiger an das weibliche Prinzip klammern, je bedrohlicher sie den Animus erlebt.) Meine Mutter war zwar eine sehr liebe Frau, aber in der Erziehung war sie hart und unberechenbar«, wird die Tochter das später beschreiben. Dabei kann diese Tochter eine sehr »weibliche(und »mütterliche« Frau werden, die aber das männliche Prinzip ablehnt, fürchtet oder bekämpft. Das tut sie zunächst in der Projektion auf Männer. Diese wird sie als bedrohlich, hart, herrschsüchtig und lieblos erfahren. Wenn sie - was durchaus möglich ist - dennoch heiratet und Mutter wird, bleibt für sie ihr Mann letztlich doch der Fremde, der nicht viel mehr als Erzeuger, Ernährer und Vermittler zur Außenwelt ist. Ihre Kinder hingegen sind ihr »Ein und Alles«, um derentwillen sie auch die sexuellen Zumutungen ihres Mannes als unvermeidliches Übel über sich ergehen lässt und mit denen zusammen sie in einer rein mütterlichen Welt zu verharren trachtet. Ihre eigenen Animus-Qualitäten bleiben ihr unzugänglich oder werden nur in den oberen Schichten erfahrbar: Sie übernimmt die Erziehungsprinzipien ihrer Mutter, sie denkt sich ihren - unverrückbar feststehenden - Teil über die Männer und deren Welt und hat, wenn es darauf ankommt, borstige Haare auf den Zähnen. Sie ist überzeugt, dass Männer Frauen niemals »verstehen« können, und tut - von ihr selbst unbemerkt - alles, um diese Überzeugung zu festigen. Dass sie ihrerseits keinerlei Neigung besitzt, ihren Mann zu »verstehen«, kommt ihr nicht in den Sinn, sodass sie, wenn sie milde ist, nur überlegen lächelnd »Ach, mein Mann ...« zu sagen pflegt. Ist sie hingegen kämpferisch veranlagt, kann sie heute die Zahl jener Pseudo-Feministinnen vergrößern, die in den Männern ihren eigenen unerkannten und unerlösten Animus verachten - zum Schaden für sich selbst, zum Spott für die Männer.

{279} Ich setze die schematische Betrachtung der möglichen Auswirkungen verschiedener Mutter-Typen auf die Tochter fort. Im idealen Falle repräsentiert die persönliche Mutter vorwiegend den Aspekt der archetypischen »guten« Mutter und ist außerdem in der Lage, in ihre Beziehung zur Tochter tiefere (und also auch »matriachale«, und nicht, wie vorher beschrieben, nur »patriachale«) Animus-Qualitäten einzubringen. Die Tochter einer solchen Mutter erfährt von Anfang an, dass weibliche Identität das männliche Prinzip nicht feindlich aus-, sondern komplementär einschließt. Die Animus-Reaktionen der Mutter - also ihre grenzsetzenden, fordernden, verweigernden, »männlichen« Verhaltensweisen gegenüber der Tochter - waren nicht starr, feindlich, unlebendig und formalistisch, sie waren nicht nachgeahmte Männer-Muster, sondern sie waren mütterliches Eigentum, Ausdruck von weiblicher Struktur und weiblichem Geist. Darum erinnert eine solche Tochter sich: »Meine Mutter hat mich sehr geliebt. Sie konnte auch streng sein, aber sie war immer gerecht. Ich wusste immer, woran ich bei ihr war. Auch wenn ich sie manchmal nicht verstand: hinterher merkte ich meistens, dass sie Recht gehabt und es gut gemeint hatte.«

{280} Diese Tochter kann sich nicht nur mit der Weiblichkeit ihrer Mutter identifizieren, sondern sie hat auch keine große Mühe, das männliche Prinzip (das sie als Kind im matriarchalen Animus der Mutter erfuhr) in sich selbst und darum auch in der Außenwelt zu bejahen. Das heißt nicht, dass sie alle Männer herrlich finden wird. Im Gegenteil: Kraft ihrer eigenen Animus-Bejahung und -Differenzierung wird sie für die Unterscheidung echter von angemaßter Männlichkeit bei den Männern ebenso begabt sein, wie sie in sich selbst zwischen nachäffendem Pseudo-Geist und eigener ursprünglicher Geistigkeit zu trennen vermag. Sie braucht weder als Frau noch als Mutter ihre Weiblichkeit zu forcieren, weil sie das männliche Prinzip weder im Mann noch in sich selbst als bedrohlich erfährt. Sie bleibt immer eine Frau, auch wenn sie Männern an Klugheit oder Weisheit überlegen ist. Das hat mit dem sozialen oder Bildungsstand nichts zu tun; ich habe solche Frauen an Universitäten wie auf Bauernhöfen getroffen. Gäbe es viele Frauen von dieser Art, so brauchten wir keinen Feminismus mehr, sondern nur noch feministische Nachhilfestunden für Männer.

{281} Die Töchter von Müttern, die vorwiegend den »furchtbaren« Aspekt der archetypischen Mutter repräsentierten, haben es schwer mit ihrer Weiblichkeit. Sie müssen Mutter und weibliches Prinzip fürchten, wie Schneewittchen oder Aschenputtel, und sind deswegen für die Manifestationen des männlichen Prinzips besonders offen. Bevor sie jedoch dem Vater oder dem Jüngling begegnen, sammeln sie ihre ersten Erfahrungen mit dem Männlichen bereits in der Konfrontation mit dem Animus der Mutter, und in der künstlichen Vereinfachung dieses schematischen Überblicks will ich mich wieder auf diesen Teilaspekt beschränken.

{282} Die »furchtbare« Mutter mit vorwiegend »patriarchalem« Animus stellt für die Tochter eine Lebensbedrohung dar. »Ich glaube, ich war der einzige Mensch, den meine Mutter wirklich mochte. Als Kind hatte ich es wunderbar mit ihr. Sie vergötterte mich und tat mir alles zuliebe. Erst als ich größer wurde, änderte sich das. Sie fing an, mich ständig zu kritisieren. Ich konnte ihr nichts mehr recht machen. Sie wurde verbittert und hart. Am Schluss hat sie mich förmlich gehasst und mir öfters gesagt, ich hätte ihr Leben ruiniert. Dabei bin ich immer bei ihr geblieben und habe sie bis zu ihrem Tode gepflegt.« Die Töchter, die so berichten - wie viele habe ich gehört! -, werden erst von der »furchtbaren« Mutter verschlungen und dann von deren patriarchalem Animus nahezu zerquetscht. Viele von ihnen sind körperlich und/oder seelisch schwer krank und leiden unter ihrer eigenen ungeliebten Weiblichkeit ebenso wie unter dem bedrohlichen Männlichen. Niemand kann wissen, wie viele von ihnen in Angst und Verzweiflung an der furchtbaren Mutter und ihrem zerstörerischen Animus zugrunde gehen.

{283} Wer jedoch auch nur einmal miterlebt hat, wie auch solchen Töchtern die »gute« Seite des Mutter-Archetypus in ihrem späteren Leben erfahrbar werden kann und wie selbst ihre angsterfüllte Beziehung zum Männlichen sich zum Erträglichen zu wandeln vermag, der wird jeder mechanistischen Trauma-Theorie die Berechtigung absprechen und damit auch dem hier gerade entwickelten Mutter-Tochter-Schema ausschließlich den Wert eines abstrakten Modells beimessen.

{284} Als Modell will ich es jedoch zu Ende führen: Es bleibt noch die Einwirkung der »furchtbaren« Mutter mit »matriarchalem« Animus auf die Tochter zu bedenken. Auch hier droht die Mutter ihr Kind zu verschlingen, was sich ja oft gerade als »Affen-Liebe« - wie im vorigen Beispiel - äußert. Aber der »matriarchale«, das heißt aus der Tiefe des kollektiven Unbewussten herstammende und nicht schattenhaft verzerrte Animus lässt in die Mutter-Tochter-Beziehung Elemente des männlichen Prinzips einfließen, die ausgleichend und heilend wirken können. Die Tochter einer solchen Mutter berichtet dann etwa: »Meine Mutter war eine schwierige Frau. Ich habe sie nie ganz verstanden, Ob sie mich überhaupt geliebt hat, weiß ich nicht recht. Manchmal vielleicht nicht, manchmal vielleicht sogar sehr. Oft hatte ich das Gefühl, dass sie mich ganz für sich behalten wollte. Aber dann konnte sie auch wieder sehr verschlossen sein, sich ganz in sich selbst zurückziehen und mich mir selber überlassen. Manchmal kam es mir auch vor, als ob sie mich überhaupt loswerden wollte. Als ich größer wurde, konnte ich mich aber sehr gut mit ihr unterhalten, und ich empfand sie dann mehr wie eine ältere Freundin.«

{285} Diese Tochter schätzt auch in ihren späteren Beziehungen die »gute Diskussion« höher ein als ein kompliziertes Gefühls-Klima. Den Männern will sie nicht durch schöne Augen, sondern durch kluge Gedanken gefallen, und das tut sie auch. Sie wirkt weder sehr weiblich noch betont männlich. In ihrer Ausgeglichenheit ist sie die ideale Kollegin, die patente Freundin oder »gleichberechtigte« Ehefrau. Der Frauenbewegung steht sie vielleicht mit Interesse, aber ohne Beteiligung gegenüber; denn dazu ist ihre weibliche Identifizierung zu schwach und ihr Animus zu problemlos »integriert«.

{286} Wenn ich jetzt ganz kurz die möglichen Beziehungen des Sohnes zur Mutter betrachte, bitte ich zweierlei im Sinn zu behalten: erstens, dass ich mich später wieder dem Vater-Archetypus zuwenden werde, und zweitens, dass all diese modellhaften und stark vereinfachenden Überlegungen nur dazu dienen sollen, die entwicklungsgeschichtlich bedingten Unterschiede zwischen Frauen und Männern besser zu verstehen. Sobald der Sohn der Ursprungseinheit entwachsen ist und andeutungsweise die Mutter als ein gegenüberstehendes du erfährt, lebt er in der vom Mutter-Archetypus dominierten Welt bereits ein wenig als ein Fremdling. So sehr ihn die Aufrechterhaltung der früheren Identität mit der Mutter verlockt - das allmählich in ihm erstarkende männliche Prinzip erlegt ihm mit zunehmender Dringlichkeit eine Entwicklung auf, die von der Mutter wegführt. In dem Umstand, dass für ihn die Ursprungseinheit im Grunde trügerisch war, weil die Mutter, sobald sie als du erkannt wurde, nicht mehr das eigene, sondern das andere Geschlecht vertrat, mag eine der Ursachen seiner lebenslangen Zwiespältigkeit liegen: nie ganz im Erleben enthalten, sondern immer gegenüber zu sein.

{287} Betrachten wir wieder die vier aus der stets vermischten Wirklichkeit abstrahierten Muttertypen in ihrer Bedeutung für den Sohn:

{288} Die Repräsentantin des vorwiegend guten Aspektes des Mutter-Archetypus mit dem negativen, weil patriarchalen Animus wird den Sohn sehr verwirren. Zwar lässt sie ihn zunächst ziehen, aber dann beginnt der Animus in ihr zu jammern und ihm Vorwürfe zu machen, dass man doch so mit seiner Mutter nicht umgehen könne. Das Lied vom Hänschenlein verbrämt dieses Drama ins Niedliche: Zwar stehen ihm Stock und Hut gut, wenn er allein in die weite Welt hineingeht, aber die Liebe der Mutter weinet sehr über seinen Verlust, er besinnt sich und kehret heim geschwind.

{289} Die gute Mutter mit dem matriarchalen Animus wäre auch für den Sohn der Idealfall, wenn ihr immer ein gleich starker Vater zur Seite stünde. Wo das aber nicht der Fall ist, steht der Sohn in der Gefahr, auch ohne ihre weinende Verführung immer wieder zu ihr zurückzukehren, weil sie die beide Prinzipien verkörpernde »Große Mutter« ist, der scheinbar nichts Männliches gewachsen sein kann.

{290} Die Repräsentantin der furchtbaren Mutter mit patriarchalem Animus kann den Sohn in einer Mischung aus besitzbewahrender Scheinliebe und gängelnder Bevormundung einfach auffressen. Wer kennt ihn nicht, den leiblich zwar geborenen, aber seelisch immer noch tief in ihr steckenden Muttersohn, der zwar gelegentlich einen gewissen Charme besitzt, aber als altgewordenes Bübchen doch eine tragische Figur darstellt. Wenn er sehr große eigene Kraft besitzt, wird er sich zwar von ihr losreißen, aber dann ein Mann werden, von dem Frauen nicht viel Gutes zu erwarten haben: jener die Frauen zugleich missbrauchende und verachtende Zyniker, der heute auch im deutschen Sprachgebrauch als »Macho« bezeichnet wird.

{291} Die vom matriarchalen Animus nicht abgeschnittene furchtbare Mutter wird, sofern sie ihn nicht auch auffrisst, einen ausschließlich mit dem Männlichen identifizierten Sohn heranziehen. Denn was ihn am Leben hielt, war der Animus der Mutter; gegen ihre Weiblichkeit aber und damit auch gegen seine eigene musste er sich, um zu überleben, zur Wehr setzen.

{292} Ich komme damit zu einer wesentlichen Auswirkung der Mutter-Sohn-Beziehung: Die Art der Erfahrung des weiblichen Prinzips in der Mutter formt in hohem Maße die Beziehung, die dieser Sohn später zum weiblichen Prinzip nicht nur in anderen Frauen, sondern vor allem auch zum Archetypus der Anima in sich selber haben wird. Die positive Sohn-Mutter-Beziehung fördert die Wahrnehmung der positiven Seiten der Anima in ihm, das heißt, sie hat zur Folge, dass der Wandlungscharakter vom Archetypus der Mutter auf den der Anima übergehen kann, während das Leiden unter der furchtbaren Mutter auch der Anima-Wahrnehmung des Sohnes ein bedrohliches, unheilvolles Vorzeichen aufprägt und sie dadurch zur destruktiven Verführerin macht.

{293} Es ist aber nochmals zu betonen, dass in jedem Individuum das gesamte kollektive Unbewusste mit allen seinen ambivalenten Archetypen immer gegenwärtig ist und dass die individuellen Erfahrungen immer nur gewisse Aspekte der Archetypen besonders akzentuieren, ohne deswegen die anderen auszulöschen. So bringt der Sohn - ebenso wie die Tochter - den Archetypus der Großen Mutter bereits in sich selber mit, um ihn in der persönlichen Mutter zu konstellieren und ihn dann in der Projektion auf sie in einer individuellen Weise zu erfahren, und ebenso ist natürlich die Anima mit all ihrer Vielfalt von Anfang an in seinem Unbewussten latent vorhanden und wird zum ersten Mal durch die Mutter in ihm konstellierte und von ihm auf die Mutter zurückprojiziert. Erst durch die vollzogene Ablösung von der Mutter kann auch die Anima von ihr getrennt werden, was eine der Voraussetzungen für die Bewusstwerdung und Verselbständigung des Sohnes darstellt. Die Ablösung von der Mutter und Befreiung der Anima ist in jedem Falle mit einem schweren Kampf gegen die Mutter verbunden, denn auch oder gerade als vorwiegend gute Mutter stellt sie für das sich entwickelnde Bewusstsein des Sohnes den Mutterdrachen dar, gegen den der Sohn den Kampf des Helden zu bestehen hat. Dabei genügen die Entwicklungsimpulse, die im günstigen Falle vom Wandlungscharakter des Mutter-Archetypus und vom matriarchalen Animus der Mutter ausgehen, keineswegs, um die volle Ablösung des Sohnes zu bewirken; vielmehr bedarf es jetzt der zunehmenden Anziehungskraft des Vater-Archetypus, um den Sohn endgültig auf die Seite des männlichen Bewusstseins hinüberzuziehen.

{294} Denn - das will ich nochmals unterstreichen - beim Übergang von der mütterlichen in die väterliche Welt geht es ja psychologisch ausgedrückt für den Sohn vor allem um das eine: um die Stabilisierung seines männlichen Bewusstseins. Zwar ist die mütterliche Welt nicht etwa unbewusst, aber das in ihr herrschende Bewusstsein steht in viel engerer Beziehung und in ständiger Rückverbindung zum Unbewussten. Es ist weniger scharf trennend, weniger ichzentriert, offener für emotionale und intuitive Einflüsse, kurz, es ist das vom weiblichen Prinzip geprägte wandlungsfähige »matriarchale« Bewusstsein, dessen enge symbolische Beziehung zum Mond Erich Neumann ausführlich dargestellt hat. (Anm. 1)

{295} Dieses matriarchale Bewusstsein ist dem Sohn anfänglich durchaus nicht gänzlich fremd, ist es doch die erste Ausprägung des Bewusstseins, die er unter der Dominanz des Mutter-Archetypus kennen lernt. Aber das Überwiegen des männlichen Prinzips in ihm lässt ihn doch ahnen, dass seine eigentliche Identität woanders liegt, dass die Geborgenheit im Matriarchalen für ihn nur vorläufige Heimat war und dass er, um zu sich selbst zu kommen, jene Form des Bewusstseins erringen muss, die vom Archetypus des Vaters geprägt, also »patriarchal« ist.

{296} Wenn wir damit die Bewusstseinsentwicklung der heranwachsenden Tochter vergleichen, dann bedeutet der dabei zutage tretende Unterschied einen wichtigen Beitrag zum Verständnis des Feminismus.

{297} Dieser Unterschied ist kein kleiner. Im Gegensatz zum Sohne wäre es nämlich für die Tochter näher liegend, im Bereich der Mutter und des matriarchalen Bewusstseins zu verharren, die darin liegenden Möglichkeiten weiterzuentwickeln und also ein Reich der Mütter zu bewahren, das kraft der unerschöpflichen Potenz des Archetypus der Großen Mutter und dank seines Geist- und Wandlungscharakters ein in sich selbst ruhendes Universum ist.

{298} Ob es dieses Reich der Mütter als ein historisches Matriarchat gegeben hat oder nicht, scheint mir nicht sehr wichtig. Dass es in der innerseelischen Entwicklung des einzelnen wie der Menschheit als erlebte Realität, ja als die faszinierende Alternative zum uns wohl bekannten Patriarchat seinen bedeutenden Platz hat, das ist entscheidend. Und dass das Ziel der Errichtung oder Wiedererrichtung des Matriarchats große Teile der Frauenbewegung mit utopischer Kraft beflügelt, kann nur denjenigen verwundern, der vor der Brüchigkeit des Patriarchats die Augen krampfhaft verschließt.

{299} Indessen erhebt sich hier mit Dringlichkeit die Frage, warum sich denn das Patriarchat mit solcher Wucht und Ausschließlichkeit durchzusetzen vermochte, dass das patriarchale Bewusstsein, zumindest in unserer Kultur, zur deutlich vorwiegenden Bewusstseinsform sogar der allermeisten Frauen werden konnte. Hier klaffen die Antworten der Analytischen Psychologie und die vieler Feministinnen besonders weit auseinander.

{300} Die letzteren erblicken in der Durchsetzung des Patriarchats einen feindseligen Akt der Männer, die mit heimtückischer List und männlichem Chauvinismus die prähistorischen Blüten des Matriarchats vernichtet und sich die archaischen Früchte der Frauenkultur gewaltsam angeeignet haben, um sie zu Bestandteilen ihrer eigenen, im Grunde sterilen und sinnentleerten männlichen Pseudokultur umzumodeln.

{301} Anders die Analytische Psychologie. Ohne das Machtstreben des männlichen Geschlechts in Abrede zu stellen, weist sie doch in vermutlich ermüdender Beharrlichkeit auf den erschließbaren archetypischen Hintergrund selbst der unbekannteren prähistorischen Entwicklungen und damit auf die Tatsache hin, dass das männliche Prinzip, das im Patriarchat triumphiert, von Anfang an in beiden Geschlechtern wirksam ist.

{302} Damit komme ich zurück zur heranwachsenden Tochter: Es bedarf gar nicht eines von außen kommenden Zwanges, einer Entführung oder Vergewaltigung durch den räuberischen Mann; nein, in ihr selbst gewinnt das männliche Prinzip allmählich an Macht, in ihr selbst steigert sich langsam das erschrocken-faszinierte Hingezogensein zu ihm, sie selbst will es schließlich bewusst in sich verwirklichen.

{303} Die Anziehungskraft, die das Fremd-Männliche auch auf die Tochter ausübt, ist durch nichts anderes zu erklären als dadurch, dass auch für sie das Selbst vom Mutter- zum Vater-Archetypus hinübergewandert ist, und zwar nicht aufgrund eines bewussten Entschlusses, sondern bewirkt durch die das seelische Geschehen anordnende Autonomie des Selbst.

{304} Mythologisch gesprochen heißt das, und zwar im Hinblick auf beide Geschlechter, dass die Jünglingsgötter der Vorzeit, die nichts als die zwar geliebten, aber gleichwohl unbedeutenden, weil todgeweihten und bewusstlosen Befruchter der Muttergöttin waren, nicht aufgrund eines Handstreichs, sondern infolge ihres von der Großen Mutter selbst genährten Wachstums allmählich zu Männern wurden, die nicht nur zeugen, sondern auch Vater sein konnten und schließlich zu Vatergöttern wurden, Psychologisch bedeutet es, dass sich ein patriarchales Bewusstsein organisch aus dem matriarchalen herausentwickelt, und zwar mit gleicher Notwendigkeit, wenn auch mit verschiedenen Akzenten, bei beiden Geschlechtern.

{305} Der Sohn erreicht, wenn der Vater-Archetypus in ihm zu wirken beginnt, endlich seinen eigenen Bereich, in dem er sagen kann: »Ich und der Vater sind eins.« Die Tochter erfährt erst jetzt die umfassende Polarität zwischen männlichem und weiblichem Prinzip, die sie in der Begegnung mit dem mütterlichen Animus nur ahnen konnte. Die Entwicklung ihres eigenen Animus kann erst jetzt, da er im Vater seine Verkörperung erfährt, wirklich beginnen, und sie wird, je nachdem, welche Erfahrungen mit der Mutter vorausgegangen sind, sehr verschiedene Wege nehmen.

{306} In jedem Fall aber kommt dem persönlichen Vater seinen heranwachsenden Kindern gegenüber eine Bedeutung zu, der er - sofern er ein Vertreter des einseitig patriarchalen Vaterbildes ist - kaum gerecht werden kann. Denn es ist ja nicht nur unzulänglich, sondern für eine ganzheitliche Reifung der Heranwachsenden sogar ausgesprochen schädlich, wenn der Vater ausschließlich den »Patriarchen« im Sinne des nur männlichen Mannes verkörpert. Seine »männlichen Werte« und seine »väterliche Autorität« sind, wenn sie exklusiv, also ohne Rückbeziehung auf das weibliche Prinzip von ihm vorgelebt und durchgesetzt werden, für Söhne und Töchter in verschiedener Weise bedrohlich.

{307} Dabei kommen die Söhne - isoliert betrachtet - zwar besser davon als die Töchter; aber aufs ganze gesehen ist auch der leichtere Weg, den sie in die exklusiv männliche Welt geführt werden, vom Übel. Leichter hatten sie es bis vor kurzem, weil es ihnen nahe liegt, sich mit der einseitigen Männlichkeit des Vaters zu identifizieren und sich zu gleicher Zeit von der mütterlichen Welt mit ihrem »matriarchalen Bewusstsein« loszusagen. (Ich spreche jetzt von der durchschnittlichen Entwicklung des heranwachsenden Jungen und nicht von den besonderen Fällen von Mutter-Bindung, wie ich sie oben miterwähnt habe.)

{308} Aber in unserem Jahrhundert begann den Söhnen die blinde Vater-Identifizierung fragwürdig zu werden. Die Krise, in die das Bild des Vaters geraten ist, hat tiefere Wurzeln als die eines besonders scharfen Generationen-Konfliktes oder eines kollektiven Anti-Autoritätskomplexes; sie gründet - so hoffe ich wenigstens - aufseiten der Söhne in der immer gewisser werdenden Ahnung, dass die Väter ihnen für die Aufnahme in ihren exklusiven Herren-Club einen allzu hohen Preis abverlangen: nämlich die Preisgabe nicht nur der mütterlichen Welt, sondern auch die Verleugnung ihrer eigenen weiblichen Qualitäten - und damit der Hälfte ihrer Seele.

{309} Das heißt in Jung'scher Terminologie: Weil wir ein Vater-Bild haben, aus dem die Anima hinaus- (nämlich auf die Frau) projiziert wurde, und weil - glücklicherweise - Söhne heranwachsen, die nicht mehr bereit sind, ihre Anima der exklusiv männlichen Vaterwelt aufzuopfern, deswegen beginnt das überkommene Vater-Bild zu wanken, deswegen sehen Söhne sich lieber als vaterlos vor einer ungewissen Zukunft, als dass sie sich weiterhin der patriarchalen Tradition zuliebe seelisch verstümmeln.

{310} Dass diese Söhne in der Übergangsphase, in der wir uns jetzt befinden, zunächst noch nicht viel mehr zu tun wissen, als dass sie - erwachsen geworden - gegenüber ihren eigenen Kindern Attribute der Mutterrolle übernehmen, kann einen nicht verwundern. Woher sollten schon neue Formen entstanden sein, in denen Väter ihren Kindern die Erfahrung vermitteln könnten, dass auch Männer »weiblich« sind? Darum ist es schon viel wert, wenn heutige Väter Verhaltensweisen pflegen, die dem Bereich des Mutter-Archetypus entstammen. Sie geben zu, dass das »Kindchen-Schema« auch in ihnen mütterliche Qualitäten konstellierte, und lassen ihre Kinder dadurch spüren, dass »Mütterlichkeit« nicht an das weibliche Geschlecht gebunden ist, sofern ihnen selbst die Unterscheidung zwischen Mutter und Anima gelingt, werden sie auch Umgangsformen finden, die es ihnen ermöglichen, ihren Kindern (wie ihren Frauen!) die eigene, männliche, nicht von der Mutter übernommene Weiblichkeit zugänglich zu machen. Und sie werden erst dadurch zu wirklichen - nämlich »ganzen« - Vätern und Männern werden.

{311} Für die Töchter wäre die Erfahrung des »ganzen« Vaters noch wichtiger als für die Söhne. Ich sagte soeben, dass die Animus-Entwicklung der Tochter erst in der bewussten Konfrontation mit dem Vater wirklich beginnen kann. In Abhängigkeit von der Vorprägung, die sie in der Begegnung mit dem Animus der Mutter erfahren hat, wird sie dem Vater als der Verkörperung des männlichen Prinzips mit Angst oder Zutrauen begegnen. Wichtiger aber als die unbewusst vorgegebene Erwartungshaltung der Tochter ist die bewusste Einstellung des Vaters zu ihr und zur Frau im Allgemeinen. Nur wenn er ein »ganzer« - also ein des weiblichen Prinzips in seiner Seele bewusster - Mann ist, kann er ein »guter« Vater sein. Er wird aber in jedem Fall zum »furchtbaren« Vater, wenn er das weibliche Prinzip nur in der Projektion auf Frauen zu erkennen vermag.

{312} Für den furchtbaren Vater ist die Tochter - wie auch immer sie sich ihm annähern mag - stets »nur ein Mädchen«, auch wenn er diese herablassende Überzeugung nicht in Worte kleidet. Je weniger sie sich aber von ihm geachtet fühlt, desto übermächtiger muss er ihr erscheinen, und umso inständiger wird sie um seine Anerkennung werben.

{313} Ist ihr - aus ihrer Mutterbeziehung her - der Animus verdächtig, dann wird sie ausschließlich ihre Weiblichkeit einsetzen, um den Vater zu gewinnen. Nimmt er ihr unbewusstes Angebot, Projektionsträgerin seiner jugendlichen Anima zu werden, in ebensolcher Unbewusstheit an, dann kann sich eine Tochter-Vater-Beziehung entwickeln, die alle Schattierungen von der erotischen Komödie bis zur Inzest-Tragödie zulässt.

{314} Jedenfalls aber wird die Animus-Entwicklung der Tochter schwer gestört: Sie darf nichts anderes als »nur ein Mädchen« sein, sonst würde der gottähnlich unerreichbare Vater sie gänzlich verwerfen. Ihre eigenen männlichen Möglichkeiten taugen nichts, um den Vater zu gewinnen; also taugen sie überhaupt nichts und werden verdrängt. Daraus entwickelt sich der »patriarchale« Animus, der im Bereich des Schattens angesiedelt ist und mit diesem die Undifferenziertheit und »Minderwertigkeit« gemeinsam hat. Der Zugang zum schöpferisch-männlichen Prinzip im Unbewussten, also zum »matriarchalen Animus«, kann zwar niemals gänzlich verschüttet werden, aber er ist durch eine solche Tochter-Vater-Beziehung in hohem Maße erschwert.

{315} Ich muss jetzt wieder stark vereinfachend schematisieren und werde deswegen nur die beiden Extreme andeuten, zu denen diese Entwicklung führen kann.

{316} Die vom Vater auf ihre Weiblichkeit festgelegte Tochter kann zur demütigen Dienerin des Patriarchats werden. Für viele Männer ist sie eine begehrte Ehefrau: fleißig und zuverlässig im Haus, geduldig im Bett, lieb mit den Kindern. Manchmal ein wenig zänkisch oder verbohrt, im Ganzen aber gut angepasst, ohne ihm viel dreinzureden. Unnötige Gedanken macht sie sich nicht - das überlässt sie ihm. »Er liest in der Kölnischen Zeitung / und teilt ihr das Nötige mit« (Anm. 2) - ein Arrangement, das ihm offenbar über Jahrhunderte hin zur Genugtuung gereichte.

{317} Die gleiche Tochter-Vater-Beziehung kann aber auch zum andern Extrem führen: Nicht zur biedereren Gattin, sondern zum Männer verachtenden Racheengel kann eine anders geartete Tochter sich aufgrund der gleichen Konstellation entwickeln. »Wenn ich schon >nichts als Frau< bin, dann will ich den Männern zeigen, dass sie >nichts als Männer< sind - und sie sollen vor mir auf dem Boden kriechen.«

{318} Um diesen - durchaus nicht immer unbewussten! - permanenten Vergeltungskrieg zu führen, kann sie sich entweder ein Opfer suchen: einen möglichst kümmerlichen Gatten, den sie zum Prügelknaben ihres patriarchalen Animus macht; oder es gelingt ihr bei entsprechender Neigung und Begabung, ihre Opfer gleich reihenweise umzulegen, nämlich dadurch, dass sie sie zu ihren Sexual-Objekten macht. Hinter der vermeintlichen Sex Besessenheit mancher Frauen steckt viel häufiger, als männliche Naivität sich träumen lässt, eine ebenso kalte wie gequälte Rachsucht, die letztlich - mythologisch gesprochen - die »Entmannung« des Großen Vaters zum Ziele hat.

{319} Die Tochter-Vater-Beziehung gestaltet sich anders, wenn die Tochter - herrührend aus ihren kindlichen Erfahrungen mit der Mutter - den Animus als etwas Positives erfahren hat. Sie kann dann versuchen, auch ihre männlichen Möglichkeiten in die Werbung um den Vater mit einzubringen. Den »furchtbaren«, also nur männlich identifizierten Vater wird das beunruhigen, denn seine Tochter darf doch nichts anderes als weiblich sein. Gelingt es der Tochter dennoch, den Vater durch solche Qualitäten für sich zu gewinnen, die dieser für männlich hält, so wird er alles tun, um sie wenigstens auf den »patriarchalen« Animus zu fixieren. Die in männlicher Weise intellektuelle, ihre Weiblichkeit ablehnende Frau geht aus solcher Werbung um den Vater hervor und erntet dabei nicht viel mehr als sein Lob, dass sie für eine Frau doch erstaunlich tüchtig sei. Solche Vater-Töchter können etwa in die Frauenbewegung eine widersprüchliche Tendenz hineinbringen: Sie kämpfen gegen den Vater, den sie heimlich lieben, und für die Frau, die sie doch heimlich hassen.

{320} Mein hier angedeutetes Modell verschiedener Tochter-Vater-Beziehungen strebt keine Vollständigkeit an. Es lässt auch wieder (wie vorher im umgekehrten Sinn) die Beziehung zur Mutter und die Frage nach den Wechselwirkungen zwischen den Eltern weitgehend außer acht. Der Versuch einer vollständigen und systematischen Aufzählung aller denkbaren Interaktionsmöglichkeiten zwischen Eltern und Kindern würde - auch wenn er sich modellhaft auf die wichtigsten archetypischen Grundmuster beschränken würde - nicht nur sehr lang und langweilig werden, sondern er würde vor allem einen prognostischen Schematismus darstellen, dem wir in der Jungschen Psychologie aus gutem Grund nicht frönen.

{321} Die bisher gegebenen Beispiele sollten nur dazu dienen, Schlaglichter auf die Bedeutung des Vaters zu werfen und dabei erkennbar zu machen, wie sehr er als nur patriarchalisch identifizierter Vater insbesondere der Entwicklung der Tochter im Wege steht. Dabei wäre die Tochter - ich sage es nochmals - im höchsten Maße auf die »Ganzheit« des Vaters angewiesen; denn nur ein Vater, der das weibliche Prinzip in sich selber erkennt und anerkennt, ist in der Lage, es auch in der Tochter als eigenständigen Wert gelten zu lassen und zu lieben. Erst dadurch wird für die Tochter die Möglichkeit geschaffen, in das kollektiv geltende patriarchale Bewusstsein, zu dem auch sie sich hingedrängt fühlt, hineinzuwachsen, ohne das ihr ursprünglich eigene matriachale Bewusstsein aufgeben zu müssen.

{322} Darin aber scheint mir unsere Hoffnung für die Zukunft zu bestehen: dass patriarchales und matriachales Bewusstsein neben- und ineinander bestehen könnten, und zwar in Frauen wie in Männern gleichermaßen, sofern die Männer in der Lage sind, die dazu unerlässliche »Coniunctio Oppositorum«, die Vereinigung der Gegensätze, von den Frauen zu erlernen.

{323} Auf die mögliche Entwicklung des nur- männlichen Vaters zum »guten« Vater werde ich im letzten Kapitel weiter eingehen. Ich befürchte allerdings, dass einer solchen Entwicklung mehr im Wege steht als nur männliche Überheblichkeit und Machtgier.

{324} Unser aller einseitiges Vaterbild, das mir die bedeutendste Ursache der Geringschätzung und Unterdrückung des Weiblichen zu sein scheint, reicht ja in seiner Auswirkung weit hinaus über die Beziehung zwischen Kindern und Eltern, Männern und Frauen. Seine Bedeutung erschöpft sich auch nicht in seinem Einfluss auf gesellschaftliche, ökonomische, kulturelle und politische Zusammenhänge. Wir müssen bedenken, dass auch unsere jüdisch-christliche Religiosität ganz im Zeichen eines nur männlichen Vater-Gottes steht, und werden erst dann ermessen können, wie dringend wir einen »menschlichen« Feminismus brauchen, der uns hilft, das weibliche Prinzip wieder als das zu erkennen, was es ist: die eine, ebenso unentbehrliche wie missachtete Hälfte des Menschen und seines Gottes-Bildes. (Anm. 3)

{325} Über die Frage »Wieso Gott-Vater?« habe ich, kurz bevor ich an diesem Buch zu arbeiten begann, einen Aufsatz veröffentlicht. Obgleich er einige in diesem Buch näher ausgeführte Gedanken bereits enthält, will ich ihn - mit geringer Kürzung - hier nochmals abdrucken. Der etwas andere Stil mag der Abwechslung dienen.

{326} Vergegenwärtigen wir uns für einen Augenblick frühere Stadien der menschlichen Entwicklung, in denen es eine Vielzahl von göttlichen Gestalten gab, in denen nicht ein Gott geglaubt, sondern die Fülle des Göttlichen in ungezählten Epiphanien erfahren wurde. Nichts begegnet dem Menschen, das nicht göttlich sein könnte, sei es Mensch oder Tier, Mann oder Frau, Himmel oder Erde, Lebendiges oder Totes. In allem, was ihn ergreift, sei es im Guten oder im Bösen, kann er das Göttliche wahrnehmen. Und solange er nicht weiß, dass das Ergreifende in ihm selber liegt, hat er es vor sich, da draußen, auf der Erde und im Weltall - bedrohlich, erschreckend, bezaubernd und tröstend, überwältigend und verheißungsvoll; immer aber lebendig, unfraglich, von ihm unabhängig und doch ihn betreffend. An der Wirklichkeit der Götter kann gar kein Zweifel bestehen, denn deren Erfahrung ist nicht Privatsache, sondern ist Besitz der heiligen Gemeinschaft, und wenn schon der einzelne zu schwach oder zu ängstlich ist, den Göttern von Angesicht zu begegnen, dann wird er doch im religiösen Fest mit hineingenommen in die Gotteserfahrungen der anderen; und wenn auch deren Begegnungen mit dem Göttlichen verblassen, dann wissen doch die Priester und Priesterinnen in unbezweifelbarer Vollmacht davon zu berichten, was sich damals, in jener heiligen Zeit, mit den Göttern und den Menschen zutrug.

{327} Die Vielgestaltigkeit des Lebens ist eine Frucht der Fülle des Göttlichen. Ohne die Götter wäre nichts entstanden, und nichts, was geschieht, entbehrt des göttlichen Ursprungs. Allerdings haben auch die Götter ihr Schicksal: Sie können sich untereinander bekriegen, sie können untergehen oder sich ineinander verwandeln. Irgendwo steht noch etwas hinter ihnen, etwas Allerletztes, von dem sie selbst kaum wissen. Aber gerade deswegen kommt der Kreislauf nie zum Stillstand: Ganze Geschlechter von Göttern gehen zugrunde, Welten und Weltalter sinken hinab, und doch gebiert die eine, unerkennbare Kraft immer wieder Neues.

{328} Der Mensch mag dem wuchernden Leben der göttlichen Welt noch so hilflos unterworfen gewesen sein, er wusste doch, dass er nicht allein war auf der Erde und dass nichts geschehen konnte, hinter dem nicht ein - wenn auch erschreckendes - Göttliches stand. Zudem war er nie gänzlich ausgeschaltet aus dem göttlichen Gebrodel; immer waren die Götter auch ein wenig vom Verhalten des Menschen abhängig, und er seinerseits war recht erfinderisch, in heiligen Handlungen die Götter wohl wollend zu stimmen oder ihnen gar beizuspringen.

{329} Und wir heute? Wie armselig leben wir dahin in unserer »gedeuteten Welt«, in der wir gleichwohl »nicht sehr verlässlich zu Haus« sind (Rilke, Erste Elegie) . Kein Baum mehr heilig, kein Leib mehr göttlich, kein Dämon im Tier. Tot die Götter, der Himmel leer, unheimlich nur noch wir selbst. Die Religionen der Menschheit verarbeitet zu schmerzhaft präzisen Büchern - Katakomben des einstmaligen Lebendigen; alles lesend zu haben, nichts mehr lebend zu sein. Angebote des Ersatzes allenthalben: teils infantil, teils raffiniert; kurzlebige Götzen, esoterisches Raunen, angestrenzte Bemühung; aber kein Gott erscheint.

{330} Und unser Gott? Der Gott Abrahams und Isaaks, der Schöpfer der Welt, der Herr der Geschichte, der Richter und Erlöser der Menschen? Die alten Geschichten, die wir von ihm kennen, sind nicht lebendiger als die Geschichten anderer Götter, die wir lesen. Unserem phantasierenden Nacherleben erscheinen sie sogar eintöniger, enger, farbloser als etwa die Göttergeschichten Indiens. Und dass er unserer sinnlichen Erfahrung noch in irgendeiner Weise zugänglich wäre, wird kaum jemand behaupten.

{331} Und doch: Auf einer anderen Ebene als der der spontanen, sinnhaften religiösen Erfahrung prägt er uns bis heute in der Tiefe unseres Wesens. Wohl hat er uns aller anderen Götter beraubt und stets eifersüchtig darüber gewacht, dass wir in der Natur nichts anderes als seine Schöpfung sähen; aber dann hat er einen Schritt getan, der die Zeit gewendet hat: Er ist Mensch geworden. Diese Zusicherung, dass Gott Mensch wurde, und zwar in einem bestimmten Augenblick und in einem bestimmten Menschen, hat die Beziehung zwischen uns und Gott von Grund auf verändert. Wir konnten die Götter nun nicht mehr draußen suchen und mussten sie nicht mehr draußen fürchten, sondern wir durften auf unserer Suche nach Gott mit Augustinus sagen: »Zu dir kehre zurück, dich betrachte, über dich rede! ... Wenn du in der Schöpfung suchst, so suche zuerst dich selber!«

{332} Die Menschwerdung Gottes hat - um nun in anderer als religiöser Sprache fortzufahren - den menschlichen Bewusstwerdungsprozess in eine Richtung gelenkt, in der der Mensch das Gottesbild in sich selber zu entdecken vermochte. Für das psychologische Verständnis haben die vielen Götter sich zwar aus der Außenwelt zurückgezogen, aber nicht, um gänzlich zu verschwinden, sondern um in der Innenwelt des Menschen als ihm eingeborene, Mensch gewordene Gottesbilder aufzuerstehen.

{333} Es ist für uns heute müßig, zu fragen, ob es unabhängig vom innerseelischen Gottesbild noch Götter gibt. Wir können das so wenig beantworten, wie wir zu unterscheiden vermögen, ob sich unser Bewusstsein wegen der heranreifenden Menschwerdung Gottes wandelte, oder ob umgekehrt Gott Mensch wurde, weil das menschliche Bewusstsein allmählich zur Erkenntnis des innerseelischen Gottesbildes heranreifte. Gott und Seele - genauer: Gott und das kollektive Unbewusste - sind für uns Heutige so vollständig aufeinander bezogen, dass wir Ursache und Wirkung nicht mehr zu unterscheiden vermögen.

{334} Wie stehen wir nun da? Stolz über den hohen Grad unseres Bewusstseins? Befreite, endlich autonome Menschen, die in sich selber ruhen und um sich selber kreisen, weil sie alles, auch das Göttliche, in sich selber haben? Kennen wir Ängste und Sehnsüchte, die man früher an die Götter wendete, nicht mehr? Vertrauen wir allein unserer individuellen Seele und dem kollektiven Unbewussten, weil wir diese beiden in ihrem Zusammenspiel als ein sich selbst regulierendes System erkannt haben? Atmen wir die klare Luft einer rein geistigen Religion, in der wir zwar mit Selbst-Verantwortung beladen, dafür aber befreit sind von den uferlosen Projektionen, aus denen frühere, weniger bewusste Religionsformen zusammengesetzt waren?

{335} Von einem solchen Zustand, wie ihn vielleicht die Denker der Aufklärung für wünschbar und möglich hielten, sind wir weit entfernt. Die bestimmende Kraft unseres Bewusstseins haben wir in diesem Jahrhundert sehr gering einzuschätzen und dafür die Übermacht des Unbewussten erneut zu fürchten gelernt. Und vom Mensch gewordenen Gott, beziehungsweise von seinem Bild in unserer Seele, scheint nicht mehr allzu viel Licht in unsere Gegenwart zu leuchten. Ja es hat sogar den Anschein, als ob die unheimlichen Seiten Gottes für viele Heutige näher und herausfordernder seien als die hellen; als ob geradezu mehr Leben im verborgenen als im offenbaren Gotte gespürt werde. Wohl begegnen wir auch heute noch den Erfahrungen von Geborgenheit und Trost in Gott, wohl sind Gottes Liebe und Barmherzigkeit immer noch erfahrbare Inhalte des Glaubens, aber stärker und unmittelbarer scheint Gott uns entgegenzutreten als der abgründig-geheimnisvolle, unerkennbare, zu fürchtende.

{336} Und wenn man einwenden wollte, dass das doch Züge des alttestamentlichen Gottes seien, die durch das Neue Testament überholt wären, so ist dem zu entgegnen, dass sich erstens die religiöse Erfahrung offensichtlich nicht an solche Kategorien hält und dass zweitens auch an der Gestalt Jesu die dämonischen Züge uns mindestens ebenso zu ergreifen beginnen wie die sanften, obgleich sie spärlich genug (etwa in seinem Hass auf die Pharisäer oder in der Verfluchung des Feigenbaums) hinter dem friedlichen Bild hervorzucken.

{337} Die zunehmende Faszination durch die dunkle Seite Gottes ist - wiederum in unauflöslicher Wechselwirkung - verbunden mit der Entdeckung (oder besser: Wiederentdeckung) unserer eigenen Abgründigkeit, für die die Entstehung der Tiefenpsychologie in unserem Jahrhundert nur ein Symptom ist. Dass das »Dichten des menschlichen Herzens böse ist von Jugend auf«, steht schon im 8. Kapitel des 1. Mose-Buches, Vers 21; aber dass unsere Bosheit von uns nicht zu verdrängen, sondern in bewusste Verantwortung zu nehmen ist, das ist unsere neue Erkenntnis - und wir müssten an ihr zerbrechen, wenn nicht mit diesem neuen Bild von uns selbst eine Wandlung unseres Gottesbildes einhergehen würde.

{338} Hier muss ein tiefenpsychologisches Nachdenken einsetzen und zunächst einmal darauf hinweisen, dass unsere Gottesbilder, wie sie bereits in unseren Gottes-Anreden zum Ausdruck kommen, die Macht von Symbolen besitzen. Symbole aber sind vielschichtig und deswegen auf vielen Ebenen wirksam, und sie werden gefährlich unterschätzt, wenn man sie eindimensional betrachtet.

{339} So werden wir der symbolischen Bezeichnung Gottes als eines Vaters nur ganz unvollkommen gerecht, wenn wir damit nur die geläufigsten Assoziationen verbinden wie: Schöpfer, Lenker, Macht, Gerechtigkeit, Güte. Gewiss, das alles ist auch gemeint, wenn wir von Gott-Vater sprechen; aber das Vater-Symbol enthält mehr als das. Die Bedeutungsreihe: Himmel, Licht, Klarheit, Ordnung, Geist, Gesetz hat zweifellos auch immer schon mitgeklungen, wenn Gott als Vater bezeichnet wurde - und sicherlich jahrtausendlang mit Recht. Und wenn wir noch einen Schritt weitergehen und sagen, dass wir als einen entscheidenden Aspekt des Vater-Symbols heute das Bewusstsein nennen müssen, dann wird es uns nicht verwundern, dass auch das Bewusstsein als zu Gott gehörig erfahren wurde. Denn die Herausführung der Menschen aus ihrem ursprünglich unbewussten Zustand war ja von Anfang an das Ziel Gottes; er hätte es sonst nicht zugelassen, dass sein Geschöpf, die Schlange, die Menschen dazu brachte, den Prozess der Bewusstwerdung zu beginnen. Also scheint eine Besinnung auf das Symbol »Vater« uns darin zu bestärken, dass wir Gott auch weiterhin einen Vater nennen sollten, denn in diesem Symbol ist eine Fülle von Qualitäten enthalten, die sehr genau zu unserem Gottesbild passen.

{340} Aber sprachen wir nicht von einer Wandlung dieses Bildes, vom zunehmenden Hervortreten seiner dunklen Züge in Korrespondenz zur Verdunkelung unseres Selbstverständnisses? Wie verhält sich die Vater-Gestalt Gottes zu diesem Prozess? Nun: Wandlung, und gar Wandlung vom Hellen ins Dunkle, das ist nicht Sache der väterlichen Welt. Entwicklung: ja; nämlich Höherentwicklung, Klärung, Entfaltung, Festigung; das alles: ja. Aber Wandlung, die vielleicht sogar Rückkehr zu etwas Früherem bedeuten kann, das ist dem Väterlichen verhasst. Denn das Väterliche Prinzip will Bewusstsein, und es ist darauf angelegt, dieses zu erweitern und in jedem Falle zu befestigen. Deswegen hat uns ja unser Vater-Gott aus dem Chaos der Unbewusstheit in den Kosmos der Bewusstheit geführt und uns das Licht der Vernunft und die Erkenntnis des Bewusstseins gegeben.

{341} Aber wir haben, so scheint es, allmählich genug davon. Wir sind am Ende unserer Vernunft, wir fühlen uns vom überhellen Licht geblendet, wir beginnen zu ahnen, dass Bewusstheit und Fortschritt, Erkenntnis und deren ständige Erweiterung schließlich zur Vertrocknung, zur Erstarrung, ja: zum Untergang führen können. Darum beginnt die andere, dunkle und unbewusste Seite uns zu faszinieren: Liegen dort am Gegenpol der Vaterwelt wirklich nur Grauen und Chaos, Sinnlosigkeit und Tod, oder haben wir nicht etwa, indem wir jener Welt entwachsen sind, etwas Kostbares, wenn auch Unheimliches verloren?

{342} Was uns zur Wandlung, zur Rückbeziehung auf das Verlorene drängt, ist nichts Geringeres als unsere Sehnsucht nach Lebendigkeit, unser Wille zum Überleben. Wie aber können wir als die zur Wandlung Gedrängten vor unserem Vater-Gott bestehen, der der Wandlung abhold zu sein scheint? Sollen wir die alte Gehorsamspflicht der Verdrängung wieder einüben und die Faszination durch das Dunkle verleugnen? Oder sollen wir, als verlorene Söhne, unser Erbe einfordern und den Aufbruch in die Fremde wagen?

{343} Dieser Aufbruch hat in der Tat bereits begonnen. Nicht erst unser Jahrhundert hat sich von der einseitigen Helligkeit der Vaterwelt ab- und der Dunkelheit des Nächtlichen zugewendet, sondern bereits im Jahre 1800 erschienen des Novalis »Hymnen an die Nacht«, in denen es heißt:

{344} »Hinunter in der Erde Schoß

{345} Weg aus des Lichtes Reichen!«

{346} In einer in der abendländischen Geschichte bis dahin kaum bekannten Verquickung von Begeisterung und Schauer stürzen die schöpferischen Menschen der Romantik sich hinein in die Nachtseite ihrer Seele und der Natur, sich mehr und mehr zwar entfernend vom christlichen Vatergott, zu gleicher Zeit aber die andere Seite des Göttlichen wieder entdeckend, jene Urgewalt, die vom Bilde des Vaters zwar verdeckt, aber nie entmachtet war: die Gestalt der göttlichen Mutter.

{347} Aufgewachsen in der jüdisch-christlichen Vaterreligion, haben wir in unserem Bewusstsein kein Bild, das ihre Majestät repräsentierte. Im Spiegel fast aller anderen Religionen betrachtet, erscheint das fast unbegreiflich. In allen Teilen der Erde begannen die Religionen mit der Ergriffenheit vom Mysterium der Großen Mutter, weil überall erfahren wurde, dass der gebärende Schoß der Erde und der Mutter nicht nur Ursprung des biologischen Lebens, sondern auch Ursprung des Heiligen ist.

{348} Das geheimnisvoll Mächtigste, das hinter und über allen Göttern steht, wurde immer als weiblich erkannt, sodass nicht einmal die gewaltigen männlichen Götter Indiens irgendetwas vermochten ohne die weibliche Urkraft der Shakti, die ihnen als Große Gattin vermählt war. Freilich ist die göttliche Mutter alles andere als eine liebe gute Frau. Ihr tiefstes Wesen ist Zweideutigkeit, ihr letztes Geheimnis die Einheit von Leben und Tod. Darum ist sie einerseits die Mutter Erde: ohne Ende gebärend, ohne Ende zerstörend; Pflanzen, Tiere, Menschen, Gebirge, Flüsse und Gestirne in unermesslicher Schöpfungswonne und -wut aus sich entlassend und gleichzeitig deren Blut in sich zurücksaufend, die Leiber zermalmend, das Geformte zerstückelnd, so gebiert und tötet sie vor und jenseits aller Unterscheidung von Ursache und Wirkung, Anfang und Ende, Gut und Böse - nur immer das eine, ewig gleiche bewirkend: die nie abreißende Kette von Geburt und Tod.

{349} Aber wenn sie nur dieses wäre: die ungerichtete sinnlose Energie in allem Lebendigen, dann gäbe es nichts außer ihr und ihrer bewussten Schöpfung; es gäbe die anderen Götter nicht, und es gäbe kein menschliches Bewusstsein, das alles Werdende und Vergehende reflektiert. Die große Göttin in ihrer Zweideutigkeit hat auch dieses entgegengesetzte Gesicht: Sie ist die Himmelskönigin und die Quelle der Weisheit, sie ist Ursache und Ermöglichung aller Wandlung und die Mutter des Geistes. Diese Qualitäten allerdings wurden ihr immer wieder streitig gemacht von ihren göttlichen Söhnen, obgleich sie deren Ursprung war. Das männliche Prinzip war mit größter Heftigkeit und über lange Zeiträume mit Erfolg bestrebt, der Großen Mutter alle Geistqualitäten abzusprechen und ihren Machtbereich einzuengen auf Gebären und Töten, Materie und Trieb, Nacht und Unterwelt. Väter und Söhne, und zwar die göttlichen und die menschlichen, suchten sich der Übermacht der großen Göttin dadurch zu erwehren, dass sie das Gebären (dessen sie nicht fähig waren) dem Zeugen unterordneten, dass sie den erdgeborenen Geist zu einem Dämon machten und für sich selbst den Himmel beanspruchten, von dem allein - so behaupteten sie - der Geist herabkommen könne.

{350} Ein gehöriges Maß an Selbstbestätigung und Macht haben Götter und Männer aus dieser räuberischen Umkehrung der ursprünglichen Wirklichkeit bezogen, ohne jedoch die große Göttin jemals entthronen zu können. Da sie der Grund von Leben und Tod ist, kann sie nicht sterben, und weil sie das Prinzip aller Wandlung ist, kann keine Wandlung sie überwinden. So regeneriert sie sich immer wieder in der Geschichte der Religionen, denn weder Menschen noch Götter vermöchten ohne sie zu sein. Tausendmal scheinbar überwunden, tausendmal mit Erfolg verdrängt, tritt sie tausendmal neu hervor als die ewig junge uralte Gebärerin.

{351} Kein Wunder also, dass sie auch - trotz aller Widerstände unseres Vätergottes - aus der jüdisch-christlichen Frömmigkeit nie ganz fern gehalten werden konnte. Die Sophia (»Weisheit«) Gottes, die, im Alten Testament an vielen Stellen erwähnt wird, wurde vor allem in der Gnosis zu seiner Gespielin, Braut und Gattin, ja zur Mutter seines Sohnes. Und dass der Heilige Geist von Judenchristen, aramäischen und armenischen Christen als weibliche Gottheit verehrt und sogar als Mutter Jesu angesehen wurde, konnte in der frühen Kirche nur mit Mühe unterdrückt werden.

{352} Hat die große Muttergöttin aber nicht sogar einen ganz hervorragenden Platz in der christlichen Frömmigkeit behauptet, indem sie als Maria einen Strom von Anbetung und Verehrung auf sich zog? Gewiss kommt die menschliche Sehnsucht nach einer Muttergottheit in der Marienverehrung in aller Inbrunst zum Ausdruck; aber was dieser Sehnsucht vonseiten der Kirche angeboten wird, ist doch nur ein sehr gezähmter Ausschnitt aus dem Kosmos der großen Göttin. Aus ungezählten mittelalterlichen Madonnenbildern blickt sie uns wohl majestätisch, aber zugleich ganz unweiblich an als die »liebesunkundige Gebärerin des unkindlichen Kindes«, wie es Rudolf Borchardt formuliert. Es ist bezeichnend, dass nur in der italienischen Früh- und beginnenden Hochrenaissance Madonnenbilder entstehen, in denen neben christlich verinnerlichter Jungfräulichkeit auch die geheimnisvoll-übermächtige Natur des göttlichen Weibes gestaltet ist, wie sie sich an anderen Orten in den wenigen schwarzen Madonnen kundtut; aber wenige Jahrzehnte danach schon beginnt der Abstieg ins Sentimental-Süßliche, das den vollkommenen Gegensatz zur Natur der Muttergöttin darstellt. Wir müssen froh sein, dass mit Maria überhaupt noch ein weibliches Element in unserer Religion verkörpert ist; aber gemessen an dem, was uns fehlt, ist das nur ein schwacher Trost.

{353} Wir müssen also feststellen, dass Gott-Vater seine Gestalt nicht gänzlich hat freihalten können von einigen Zügen der Mutter-Göttin. Aber dürfen wir deswegen annehmen, dass sein Bild sich unter dem Ansturm unserer eigenen wieder entdeckten Abgründigkeit so vollkommen wandeln könnte, dass es schließlich ein Gefäß auch für die Nachtseiten unserer Natur bereitstellen würde? Wie sollte das geschehen?

{354} Gewiss, die Religionsgeschichte belehrt uns darüber, dass männliche Götter immer wieder fähig waren, auch weibliche Gestalt anzunehmen; so nicht nur der ohnehin schillernde Loki, sondern auch ein so erhabener Gott wie der indische Vishnu, oder dass selbst der große Vater Zeus mit weiblichen Brüsten (also »androgyn«) dargestellt werden konnte, was übrigens sogar für Christus zutrifft. Aber wie lächerlich wäre das Unterfangen, wollten wir nun »Mutter unser, die du bist im Himmel ...« beten oder gar zu den Bildern einer hermaphroditischen Gottheit zurückkehren.

{355} Nein, wir können und wollen die Entwicklung unseres Bewusstseins, die wir dem väterlichen Gottesbild verdanken, nicht rückgängig machen, sondern wir dürfen hoffen, dass sie weitergeht und uns ein neues Verständnis des Gottesbildes ermöglicht. Diese Hoffnung lässt sich in psychologischer Sprache eher begründen als in herkömmlich-mythologischer, weil die mythischen Vorgänge unserer Tage noch nicht anders als in der Sprache der Tiefenpsychologie fassbar sind.

{356} Die Bezeichnung »das Selbst«, die C. G. Jung für das Gottesbild im Unbewussten der Menschheit gewählt hat, enthebt uns der Not, in die wir durch die männliche Identifizierung Gottes geraten sind. Aber das Selbst ist nicht »neutral« in dem Sinne, dass es jenseits von männlich und weiblich stünde, sondern es enthält die vollkommene Vereinigung aller Gegensätze und ist deswegen zugleich männlich und weiblich. Nicht aber als Zwitter oder Hermaphrodit oder als der mit seiner Shakti verschmolzene Shiva, sondern als die Ganzheit, die zwar sowohl das Männliche als auch das Weibliche aus sich hervorgehen lässt, aber doch mehr ist als deren Summe. Denn im Selbst sind alle Polaritäten sowohl enthalten als auch »aufgehoben«, es steht außerhalb und vor allen Gegensätzen und ist doch deren Ursprung. Jung hat damit für unser Jahrhundert die Einsichten wiedergewonnen, die Nikolaus Cusanus im 15. Jahrhundert errang, als er Gott als die »coincidentia oppositorum« zu denken wagte.

{357} Für uns ist nun entscheidend, dass das Selbst auch das Gegensatzpaar Bewusstsein und Unbewusstes in sich umschließt. Das heißt: Bewusstsein und Unbewusstes sind in gleicher Weise im Selbst enthalten und vom Selbst bedingt, und das eine kann ohne das andere nicht sein. Ohne die Entstehung des Bewusstseins bliebe das Unbewusste ein Nichts, und umgekehrt: ohne das Unbewusste könnte das Bewusstsein nicht entstehen. Das Selbst aber enthält nicht nur die Voraussetzung für diese beiden Seinsweisen des Seelischen, sondern es stellt auch die Dynamik dar, die das Wechselspiel zwischen beiden erzeugt und aufrechterhält.

{358} Im abendländischen Menschen (oder müssen wir sagen: im Menschen, der von der jüdisch-christlichen Religion geprägt wurde?) besteht eine gefährliche Neigung, das Bewusstsein absolut zu setzen, es von seinem Ursprung, dem Unbewussten, loszureißen und damit die Beziehung zum Selbst zu verlieren. Vom Selbst her wird er indessen immer wieder zurückgerufen zur Ganzheit, das heißt zur Einsicht, dass nur die ständige Rückbesinnung des Bewusstseins auf das Unbewusste das Leben - das seelische wie das körperliche Leben! - aufrechtzuerhalten vermag.

{359} Ich sagte schon früher, dass zu den Symbolen, in denen unser abstrakter Begriff »Bewusstsein« seit je bildhaft erfahren wurde, vor allem Vater, Himmel, Licht gehören. Die organische Konsequenz der symbolischen Welterfahrung erfasst dementsprechend das, was wir »das Unbewusste« nennen, in den Bildern: Mutter, Erde und Nacht. So ist es verständlich, dass eine vom Selbst zur Bewusstwerdung gedrängte Menschheit, die noch ganz vom Mütterlich-Unbewussten umfungen war, das Bild eines Großen Vaters brauchte, um sich auf den mühseligen Weg zu machen. Verständlich auch, dass die Große Mutter als das gefährlich rückwärts lockende Unbewusste aus dem Vorrat der höchsten leitenden Bilder fern gehalten wurde. Verständlich aber auch schließlich, dass das Selbst immer wieder daran gemahnte, dass das Unbewusste der Ursprung, der Mutterboden sei, von dem das Bewusstsein sich niemals losreißen dürfe noch könne, es sei denn um den Preis des durch den Verlust der Ganzheit bewirkten Unterganges.

{360} So vermögen wir, uns an den Mythologemen der Jungschen Psychologie entlangtastend, unser Unbehagen gegenüber dem nur väterlichen Gott und unsere Faszination durch seine dunkle Seite, oder anders gesagt: unsere Sehnsucht nach der großen Muttergöttin andeutungsweise zu verstehen. Die Künstler und Philosophen der Romantik, von denen wir sprachen, haben die Rückbesinnung auf das Unbewusste eingeleitet und in überwältigenden Bildern und Tönen die Geistseite der Mutter Erde und die Gotterfülltheit des nächtlichen Abgrunds unserer Seele wieder entdeckt.

{361} Die Psychologie unseres Jahrhunderts versucht, diese Entdeckungen zu verarbeiten und zu ordnen, vor allem aber aus ihnen Heilmittel zu gewinnen, die hilfreich sein könnten, uns aus der Einseitigkeit unseres Gottes- und Menschenbildes zu befreien und jene Ganzheit anzustreben, die uns im Selbst vorgegeben ist. Auf diesem Wege können wir die ungebrochene Lebendigkeit aller Götter im Innern unserer Seele neu erfahren und uns dabei vergewissern, dass im Männlichen das Weibliche und im Weiblichen das Männliche enthalten ist - jedes auf das andere so gänzlich angewiesen, dass es ohne das andere nicht sein könnte.

{362} Wir würden mit dem Vater-Aspekt Gottes das Fundament unseres Bewusstseins aufgeben und damit unermesslich kostbare Schätze der Menschheitsentwicklung verlieren. Aber wir müssen endlich - und dürfen dabei vom Elan der feministischen Theologie den wichtigsten Beitrag erwarten - mit der Fixierung Gottes auf das Vaterbild und also mit der Einengung unserer Religiosität auf den Bereich des Bewusstseins Schluss machen.

{363} Das, was uns unbedingt angeht, ist nicht die Frage nach Gottes Geschlecht, sondern die Zusicherung, dass Gott Mensch wurde. Den Menschen aber schuf er zu seinem Bilde, und schuf ihn »einen Mann und ein Weib«.

Feminismus und Jung'sche Psychologie. Versuch einer weiterführenden Synthese

{364} Die heftige Ablehnung der Freudschen Psychoanalyse durch manche Vertreterinnen der Frauenbewegung ist verständlich. Nur schon der eine Begriff »Penisneid« kann als beispielhaft genommen werden für eine ebenso pompöse wie groteske Selbstüberschätzung des Mannes. Und es bedarf keiner großen Mühe, um aus den Werken Freuds und mancher seiner Schüler Äußerungen über Frauen herauszusuchen, die als klassische Beispiele für männliche Überheblichkeit gelten können. Verwunderlich scheint es mir jedoch, dass die Analytische Psychologie C. G. Jungs in der Frauenbewegung nicht größere Beachtung findet. Gelegentlich findet sich ein wenig schulterklopfende Anerkennung für Jung wie zum Beispiel bei Mary Daly: »Es wäre unglücklich und widersinnig, wenn der radikale Feminismus für eine dogmatische jung'sche Ideologie einträte, aber manchmal sind Jungs Einsichten ... hilfreich.« (Anm. 1) Und auch andere feministische Theologinnen, wie zum Beispiel Catharina J. M. Halkes, nehmen Jungsche Gedanken zur Kenntnis (Anm. 2), aber im allgemeinen wird das Jungsche Konzept entweder oberflächlich kritisiert (die Jungschen Theorien über Animus und Anima seien zwar ein »hübscher Gedanke«, aber sie »leugnen die fundamentale Ungleichheit und Asymmetrie, die existieren; außerdem sind sie unhistorisch«; Anm. 3), oder es werden uns - aufgrund einer geradezu grotesken Missachtung des Zusammenhangs - von einer Autorin die Augen dafür geöffnet, dass Jung »zum Muttermord« aufgefordert habe: »Begleitet ist dieser >Eliminierungsprozess< von Hass gegen die Mutter und die Frau im Allgemeinen« (Anm. 4) - oder er wird gar nicht erst diskutiert. An mangelnder Literaturkenntnis kann das, angesichts der großen Belesenheit vieler feministischer Autorinnen, nicht liegen; es scheint eher eine grundsätzliche Ablehnung der Jungschen Gedanken dahinter zu stecken, die mir für große Teile der feministischen Bewegung charakteristisch zu sein scheint.

{365} Jungsche Psychologie leugnet natürlich keineswegs die bestehende und zutiefst ungerechte Rollen-Verteilung zwischen Männern und Frauen, wohl aber widerspricht sie mit besonderem Nachdruck zwei feministischen Zielen, die, auf verschiedene Gruppen verteilt und jeweils etwas anders akzentuiert, ein so wesentliches utopisches Kraftpotential darzustellen scheinen, dass ihre Realisierbarkeit offensichtlich nicht angezweifelt werden darf. Das eine Ziel ist die Leugnung oder Überwindung der psychischen Geschlechtsunterschiede, das andere die Errichtung des Matriarchats.

{366} Es liegt mir fern, diese beiden Utopien gering zu schätzen oder sie gar ins Lächerliche zu ziehen. Nein, sowohl ihr Zustandekommen als auch ihr inspirierender Charakter sind mir angesichts der Leidensgeschichte der Frauen und ihrer Hoffnung auf Veränderung ziemlich gut verständlich. Aber dennoch bin ich überzeugt davon, dass sie falsch sind. Wenn man nicht nur verstanden, sondern auch in der täglichen therapeutischen Praxis erfahren hat, welchen gegensätzlichen Charakter das weibliche und das männliche Prinzip tragen und wie tief gehend Frauen und Männer in je eigener Weise von diesen beiden Prinzipien geprägt sind, dann wird man eine Aufhebung der Geschlechtsdifferenzen weder für möglich halten noch auch herbeiwünschen.

{367} Und wenn man weiter aus dem Studium der Werke von Jung und Neumann die Einsicht gewonnen hat, dass die Entwicklung unseres Bewusstseins (individuell wie kollektiv) von einer matriarchalen über eine patriarchale Phase hintendiert auf das Ziel der »Individuation«, das heißt auf die Herstellung der Ganzheit oder Vollständigkeit der Seele, in der weibliche und männliche, unbewusste wie bewusste Anteile gleichermaßen in einer »Vereinigung der Gegensätze«, nämlich im Selbst, enthalten sind, dann wird man den Gedanken einer Wiederherstellung des Matriarchats als einen verständlichen, aber widersinnigen bis gefährlichen Wunschtraum ablehnen müssen.

{368} Sollte nicht hier der Grund dafür liegen, dass feministische Autorinnen ihrerseits die Jungsche Psychologie ablehnen zu müssen glauben? Würde doch ein tiefergehendes Verständnis der mit dem Adjektiv »verblasen« (Anm. 5) so leicht abgetanen Entdeckungen von Animus und Anima die Phantasien über ein wieder zu errichtendes Matriarchat zugunsten vielschichtigerer Lösungskonzepte ad absurdum führen.

{369} Gleichwohl werde auch ich jetzt mit dem Matriarchat beginnen, wenn ich zusammenfassend darstelle, wie aus der Sicht der Jungschen Psychologie die heutige Misere des gestörten Verhältnisses zwischen weiblichem und männlichem Prinzip in uns allen zustande gekommen ist.

{370} Wenn wir unter »Matriarchat« die Dominanz der Großen Mutter (oder: der Großen Göttin, oder: der Mondgöttin) verstehen und wenn wir damit meinen, dass in einem weitgehend noch unbewussten Zustand der Archetypus der Mutter mit all seinen Potenzen und Möglichkeiten, wie ich sie im 5. Kapitel beschrieben habe, das absolut Beherrschende ist, dann steht am Anfang aller seelischen Entwicklung unzweifelhaft das Matriarchat, in dem sich ein eigenes, vom patriarchalen deutlich unterschiedenes matriarchales Bewusstsein entwickeln kann. Das ist gewiss beim Säugling und Kleinkind so, und wir dürfen annehmen, dass es auch in der Frühgeschichte der Menschheit so war.

{371} Vielleicht wird es feministischen Forscherinnen gelingen, die historische Existenz von Matriarchaten nachzuweisen, aber auch wenn diese Bemühungen fehlschlagen sollten - was immerhin nicht ganz auszuschließen ist -, würde das fast zu erwartende Fehlen historisch relevanter Zeugnisse aus jener Menschheits-Phase so wenig gegen ihre mutmaßliche Existenz aussagen wie das Fehlen von Erinnerungen an die Säuglingszeit gegen die Existenz des Matriarchats am Beginn des individuellen Lebens.

{372} Dass das Matriarchat - kollektiv wie individuell - nicht unendlich lange bestehen bleibt, sondern allmählich vom Patriarchat abgelöst wird, entspricht offenbar einer universalen Entwicklungstendenz, die man durch ganz verschiedene Hypothesen zu erklären versuchen kann. Biologische, soziologische, ökonomische und politische Faktoren wurden reichlich ins Feld geführt und beleuchten zweifellos wichtige Teilaspekte des Geschehens; die Universalität des Überganges vom Matriarchat zum Patriarchat unter jeweils äußerst verschiedenen klimatischen, geographischen, soziologischen, ökonomischen und politischen Bedingungen legt jedoch die Vermutung nahe, dass weniger äußere Umstände als eher innerseelische Strukturen diesen Übergang verursachten.

{373} Die innerseelische Ursache ist durch die Tatsache gegeben, dass im relativ unbewussten Zustand eine Tendenz wirksam ist, die auf vermehrtes Bewusstsein drängt, und weil seelische Entwicklung immer an symbolische Repräsentanten gewiesen ist, geht die Dominanz des Archetypus der Mutter allmählich an den Vater über - wobei »Mutter« und »Vater« in diesem Zusammenhang zwar auch die Gestalten der leiblichen Eltern meinen, darüber hinaus aber repräsentative Symbole sind für das weibliche und für das männliche Prinzip. Das weibliche Prinzip als das erste und ursprüngliche ist dabei dem Unbewussten mehr verbunden, das Männliche dem Bewusstsein.

{374} Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat bedeutet also Progression, aber in einem wertfreien Sinne: ob der bewusstere Zustand besser sei als der weniger bewusste, vermögen wir nicht zu sagen; feststellen können wir lediglich, dass er der spätere und nur in diesem Sinne der fortgeschrittenere ist. Die allmähliche Etablierung des Patriarchats hat überall auf der Erde zwei negative Folgen gehabt, die, wenn sie nicht überwunden werden können, die fortschreitende Entwicklung des Bewusstseins sogar als etwas äußerst Destruktives erscheinen lassen. Einerseits identifizierten sich die Männer mit dem Bewusstsein und mit allen positiven Qualitäten des männlichen Prinzips, andererseits verleugneten sie ihren Anteil am weiblichen Prinzip (der ihnen im »Matriarchat« noch völlig selbstverständlich gewesen war), projizierten dessen im Patriarchat unbrauchbar erscheinende Qualitäten auf die Frau und fixierten diese (die Frau) ganz vorwiegend auf solche Eigenschaften, die als minderwertig gelten. So kam es nicht nur zu einer Überhebung der Männer und einer unterdrückenden Geringschätzung der Frauen, sondern auch zu einer Abwertung und Verleugnung des Unbewussten, weil die Angst vor einem Verlust des mühsam errungenen Bewusstseins durch Verteufelung des Unbewussten gebannt werden sollte. Am Ende stand für die Männer die unsinnige Gleichung: Mann = männliches Prinzip = Bewusstsein = gut ebenso fest wie die Umkehrung: Frau = weibliches Prinzip = Unbewusstes = schlecht.

{375} Wenn ich soeben der Einfachheit halber geschrieben habe, dass die Männer dies alles »taten«, so darf das nicht missverstanden werden. Wenn jemand sich mit etwas (zum Beispiel dem männlichen Prinzip) identifiziert oder wenn jemand etwas (zum Beispiel das weibliche Prinzip) auf einen anderen projiziert, dann sind das, definitionsgemäß, keine willkürlichen Akte. Es ist kaum anzunehmen, dass die Entwicklung des Patriarchats dadurch zustande gekommen ist, dass sich eines Tages irgendwelche Männergruppen zusammenschickten und den Plan fassten: »Jetzt wollen wir mal die Frauen unterdrücken.« Es handelt sich doch um sehr langsame Entwicklungen in einer archaischen Zeit und auf einer immer noch frühen Bewusstseinsstufe; was sich da auswirkte, war nicht der Wille »der« Männer, sondern eine zum Übermaß neigende Tendenz des sich entwickelnden Bewusstseins.

{376} Die unter Feministinnen weit verbreitete Vorstellung, dass »die« Männer vor ein paar tausend Jahren das Patriarchat als Instrument zur Unterdrückung der Frauen ersonnen hätten, beruht auf einem falschen Rückschluss: Weil Frauen von hoch entwickeltem Bewusstsein sich heute organisieren und miteinander ihre Lage und deren Entstehung genauestens diagnostizieren, deswegen kommen sie zu der falschen Annahme, dass das ganze Trauerspiel auch einmal in ähnlicher Weise, nur von der anderen Seite her, begonnen haben müsste. Es ist etwas irritierend, dass auch feministische Mythenforscherinnen diesem Trugschluss unterliegen. Vergleichende Religionsgeschichte, Archäologie und Ethnologie sind ja in der Tat diejenigen Wissenschaften, die uns den Versuch erlauben, Vermutungen über eine Entwicklungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins anzustellen. Und was ich soeben als solche Vermutungen skizziert habe, ist von Erich Neumann anhand eines riesigen mythologischen und archäologischen Materials wahrscheinlich gemacht (natürlich nicht: bewiesen!) worden. (Anm. 6) Auf dem gleichen Felde arbeiten auch feministische Forscherinnen wie zum Beispiel Heide Göttner-Abendroth und kommen zu den gleichen Ergebnissen wie Neumann vor dreißig Jahren, was für die Forschung um so erfreulicher ist, als Frau Göttner-Abendroth offenbar von der Existenz des Neumannschen Werkes gar nichts weiß. Bedauerlich finde ich es aber, dass sie bei ihren Leserinnen immer wieder den Eindruck erweckt, als sei das mythologische Material, das, wie schon Neumann unablässig betonte, den Übergang vom Matriarchat zum Patriarchat und dessen allmähliche Hypertrophie erkennen lässt, willkürlich, von machtgerigen Patriarchen überarbeitet, verzerrt, entstellt, konstruiert und deformiert worden. »Die patriarchalen Götterhimmel sind voll von solchen Konstrukten...« (Anm. 7) »Ein typischer Trick bei der Verwandlung eines matriarchalen Mythensystems in ein patriarchales ist ...« (Anm. 8) usw.

{377} Aber Heide Göttner-Abendroth schreibt ja auch: »Ich deute Mythologie sozialhistorisch, was romantisierende oder idealistisch-geistesgeschichtliche oder ästhetisierend-formalistische oder psychoanalytische Deutungen etwa im Sinne der (unprüfbaren) Archetypenlehre ablehnt. Mythologie wird von mir als Ausdruck komplexer gesellschaftlicher Praxis ernst genommen und damit zur reichen Informationsquelle über den Aufbau und die Denkweise archaischer Gesellschaften.« (Anm. 9)

{378} Dass Mythen Symbole sein könnten, die mindestens soviel über das Unbewusste wie über »Aufbau und Denkweise einer Gesellschaft« sagen, kommt bei dieser Betrachtungsweise natürlich nicht in den Blick. Dafür gestatten aber solche Prämissen den Versuch (Anm. 10), sich ein »komplexes Jahreszeiten-Ritual« auszudenken, ein »Mondin-Sonnenspiel«, das als »Kunst-Utopie« »die vollständige Struktur matriarchaler Mythologie« enthält. Die Meinung, man könne Rituale, Symbole oder Mythen einfach herstellen, dürfte für die Zukunft der Frauenbewegung ebenso hinderlich sein, wie sie für ihre Interpretation der Vergangenheit brauchbar ist, wenn etwa Elisabeth Gould Davis von den olympischen Göttern wie vom jüdisch-christlichen Gott feststellt, dass sie »erdacht und von den Patriarchen absichtlich erfunden wurden, um die alte Große Göttin zu verdrängen«. (Anm. 11)

{379} Es scheint mir sinnvoller, in den Mythen unbewusst entstandene Symbole zu sehen, die von der Bewusstseinsentwicklung der Menschheit handeln und dabei auch stets auf deren immense Gefahren hinweisen; Gefahren, die uns erst heute - und nicht zuletzt dank des Feminismus - ganz deutlich vor Augen stehen.

{380} Meine Überzeugung, dass Symbole, Riten und Mythen nicht erdacht werden können, sagt nichts gegen den Wert der vielen Spiele, Tänze, kultischen Begehungen usw., die in Frauengruppen aus spontanen, schöpferischen Impulsen entstehen. Ich halte es sogar für sehr wahrscheinlich, dass es dabei zu lebendigen, unsere Entwicklung vorantreibenden Symbol-Schöpfungen kommt. Nur entstammen solche Gestaltungen eben nicht dem reflektierenden Bewusstsein, sondern der Spontaneität des Unbewussten.

{381} Es ist einstweilen kaum zu erwarten, dass von Männer-Gruppen vergleichbare schöpferische Impulse ausgehen könnten; aber wenigstens intellektuelle Einsicht macht sich unter Männern bemerkbar für die lebensbedrohende Falle, in die uns das einseitige Patriarchat gestoßen hat. Und wenn wir Männer es jetzt noch versäumten, unseren überragenden Anteil an dieser gefährlichen Entwicklung zuzugeben, dann würde bei uns zur Schuld werden, was bei unseren Vorvätern Unvermögen war, denn wir besitzen inzwischen genügend Bewusstsein, um anzuerkennen, was sie noch nicht einmal zu erkennen vermochten. Schließlich wird es aber nicht darum gehen, nach Schuldigen, sondern nach Hilfe zu suchen, und um das zu tun, will ich mich wieder der gegenwärtigen Lage von Frauen und Männern zuwenden.

{382} Es ist der Frauenbewegung innerhalb kürzester Zeit gelungen, die wenigen vorgeprägten Frauenrollen, in die Frauen bisher hineinzuwachsen hatten, nicht nur präzise zu beschreiben, sondern sie auch als das zu entlarven, was sie von ihrem Ursprung her sind: nämlich Anima-Projektionen der Männer. Dieser von Feministinnen häufig formulierte Gedanke bedient sich natürlich nicht des Anima-Begriffs, bestätigt aber gerade dadurch die Evidenz des von Jung Gemeinten nachdrücklich. Um nur ein Beispiel zu geben: Shulamith Firestone beschreibt die »Anstrengungen«, die Männer unternehmen, um »das weibliche Element in sich selbst zurückzuweisen«, und führt diese Anstrengungen auf den Ödipuskomplex zurück. (Anm. 12) Später erklärt sie, dass Männer nicht lieben können, und ergänzt: » ... wenn sie lieben, dann >verlieben(sie sich gewöhnlich in ihr eigenes, projiziertes Bild. « (Anm. 13)

{383} Durch zahlreiche andere Beispiele ließe sich illustrieren, wie feministische Autorinnen - unter Benutzung unterschiedlicher Terminologien - immer wieder den gleichen Mechanismus beschreiben: Frauen konnten sich die »Liebe« oder Wertschätzung der Männer durch nichts anderes erkaufen als durch passive Annahme von deren Anima-Projektionen, obgleich diese Projektionen stets gering geschätzte oder heimlich gefürchtete Qualitäten beinhalteten. (Auch diese Einsicht ist übrigens von Simone de Beauvoir schon 1949 in »Das andere Geschlecht« in aller Breite und Subtilität dargestellt worden.)

{384} So befreiend es zweifellos ist, dass Frauen das Sich-Hineinzwängen in vorgestanzte Klischees nicht mehr mitmachen, so scheint mir doch eine Gefahr dabei der Beachtung wert zu sein. Die Anima des Mannes enthält ja nicht nur schattenhafte, also durch Verdrängung verzerrte Aspekte des weiblichen Wesens, sondern vor allem einen viel größeren Anteil ursprünglich Weiblicher Qualitäten, die dem unverfälschten weiblichen Prinzip angehören. In der Anima-Projektion wird also auch »echt« Weibliches mitprojiziert, das deswegen verloren gehen würde, wenn Frauen in Bausch und Bogen alles ablehnten, was Männer ihnen (bewusst oder unbewusst) zuschreiben. Die amerikanische Psychoanalytikerin Jean Baker Miller hat das in ihrem Buch »Die Stärke weiblicher Schwäche« (Anm. 14) auf überzeugend einfache Weise deutlich gemacht. Die auf die Frau projizierten angeblichen »Schwächen« sind gerade deren Stärken, die sie nur endlich als solche gelten lassen müssten. Ja Frau Miller geht noch einen Schritt weiter, wenn sie schreibt, dass inzwischen sogar die Männer angefangen haben, darum zu kämpfen, »genau die Erfahrungsbereiche zurückzuerobern, die sie an die Frauen delegiert haben« (Anm. 15) . »Und sie wollen jene Seiten ihrer Persönlichkeit zurückbekommen, die bei ihnen, bei Männern gefürchtet und erschreckend waren, ja, die noch fürchterlicher gemacht wurden dadurch, dass man sie mit dem Etikett >weiblich< versah « (Anm. 16) Alice Schwarzer greift - ohne das Buch von Frau Miller zu nennen - genau diese Gedanken auf, wenn sie folgendes schreibt: »Ich meine damit Werte wie Emotionalität, Sensibilität, Zärtlichkeit und Spontaneität, die nicht weiblicher, sondern menschlicher Natur sind. Nur - bei den Frauen durften sie überleben und werden teilweise systematisch gezüchtet und ausgebeutet. Gleichzeitig aber sind diese >Schwächen< unsere Stärken, die wir bewusst bewahren, jedoch endlich auch mit den bisher Männern vorbehaltenen Qualitäten - wie zum Beispiel Stärke, Selbständigkeit und Offensivität - koppeln sollten! Nur so können wir uns gegen die Ausbeutung unserer >weiblichen< Qualitäten schützen! Die vom Männlichkeitswahn deformierten Männer werden sich solche Qualitäten erst mühsam aneignen müssen.« (Anm. 17)

{385} Darüber sind sich also viele feministische Autorinnen einig: Die Ablehnung der Anima-Projektion darf nicht bedeuten, dass nun einfach alles, was zum Frauenbild der Männer gehört, nur wegen dieses Makels über Bord geworfen wird; denn dieses Bild enthält wertvolle Züge, die nicht verloren gehen dürfen und die - gleichgültig, ob sie nun als »weiblich«, »männlich« oder »menschlich« charakterisiert werden - mindestens bei Frauen sehr gut aufgehoben sind.

{386} Ein anderer drohender Kurzschluss ist in der Frauenbewegung zwar längst theoretisch erkannt, aber praktisch wohl doch schwer zu vermeiden. Ich meine die Illusion, dass die »Frauenfrage« dadurch zu lösen sei, dass Frauen sich anschicken, den Spieß der Unterdrückung umzukehren, es den Männern gleichzutun und diese nun ihrerseits zu unbedeutenden Projektionsträgern zu machen. Zwar gilt das Ziel der älteren Frauenbewegung, Frauen müssten zunächst einmal den Männern gleich werden, programmatisch als überholt und wird so vordergründig auch nicht mehr formuliert, aber ich habe den Eindruck, dass es seine Anziehungskraft auf subtile und wohl zum Teil dem Bewusstsein entzogene Weise immer noch ausübt.

{387} Ich muss vorausschicken, dass es mir verständlich scheint, wenn Frauen im Kampf um ihre Identität und ihr Selbstverständnis Männer radikal aus ihrer Bewegung ausschließen. Männer würden entweder besserwisserisch dreinreden oder sich kümmerlich anpassen; auf jeden Fall würden sie in der gegenwärtigen Lage dem aktiven Frauenkreis nichts Nützliches zu bieten haben.

{388} Aber anzunehmen, dass die zukünftigen Ziele der Frauenbewegung nicht für Männer genauso lebenswichtig wären wie für Frauen, hieße, die Bedeutung dieser Bewegung weit unterschätzen. Diese »zukünftigen Ziele« dürften deswegen wohl kaum in der Wiederherstellung eines Matriarchats liegen, in welchem den Männern jene untergeordnete Rolle zugedacht ist, die sie vielleicht einmal in vorgeschichtlichen Matriarchaten gespielt und dann später den Frauen zugewiesen haben. Sosehr ich den fraulichen Impuls zu einer Bestrafung der Männer verstehen kann - es wäre kurzsichtig, zugunsten einer solchen Bestrafung nach rückwärts anstatt in die Zukunft zu gehen.

{389} Darum erscheinen mir die beiden bisher erschienenen Bücher der Matriarchats-Forscherin Heide Göttner-Abendroth (Anm. 18) der Frauenbewegung einen zwiespältigen Dienst zu erweisen. So nützlich das darin erarbeitete Material für die Wiederherstellung eines matriarchalen Bewusstseins (und Selbstbewusstseins!) sein mag, so hinderlich dürfte sich doch die Utopie eines »nichtarchaischen« Matriarchats für die zukünftige Entwicklung erweisen, wenn sie in der von Frau Göttner-Abendroth konzipierten Form realisiert werden würde. Die absolute Dominanz der Mond-Göttin und die völlig untergeordnete Bedeutung, die ihrem menschlichen Jünglings-Geliebten (hier der »Heros« genannt) zuerkannt wird, wäre eine wenig tragfähige Basis sowohl für die Beziehung zwischen Frauen und Männern als auch vor allem für die Einstellung der Frauen zu ihrem Animus, den die Autorin als »das männliche Prinzip in uns« (Frauen) oder die »männlichen heroischen Seiten in uns« durchaus im Sinne hat. (Anm. 19)

{390} Ich komme damit zu einem Aspekt der »Frauenfrage«, der mir aus der Sicht der Jungschen Psychologie sehr wichtig zu sein scheint. Von größerer Bedeutung (und zugleich von größerer Schwierigkeit) als die Zurückweisung verfälschender Anima-Projektionen dürfte für die Frau die entgegengesetzte Aufgabe sein: die Akzeptierung und Entwicklung ihrer eigenen Animus-Qualitäten. Denn die bloße Ablehnung des männlichen Frauenbildes ist noch nicht genug, um das »eigentliche« Frauenbild freizulegen. Hinzukommen muss die Beantwortung der Frage, wie denn die Frau zum männlichen Prinzip in ihr selbst und in der Welt steht.

{391} Hier gilt es zunächst zu bedenken, dass ja nicht nur Männer die Anima auf Frauen, sondern auch Frauen den Animus auf Männer projizieren. Dass Frauen sich dabei in einer schwierigeren Lage befinden als Männer, habe ich schon angedeutet, will es aber nochmals etwas ausführlicher erläutern.

{392} Der Jungsche Begriff »Animus« bezeichnet die Gesamtheit des männlichen Prinzips im Unbewussten der Frau. Der Animus ist schöpferisch-verbindender Geist, gestaltender Logos, lebendige Ordnung, erhellende Klarheit. Neben diesen zentralen Qualitäten, die ich nicht anders als mit so großen Worten benennen kann, umfasst er aber auch mehr randständige Eigenschaften, die gewissermaßen Werkzeug-Funktion haben: zielstrebige Aktivität, Aggressionsbereitschaft, Neigung zur Systematisierung und Abstraktion und die Tendenz schließlich, das einmal für richtig Erkannte absolut zu setzen.

{393} Diese beiden verschiedenartigen Kategorien des Animus erfahren nun, wenn sie in unserer patriarchalen Kultur von Frauen zunächst unbewusst auf Männer projiziert werden, ein verschiedenes Schicksal. Denn Männer sind nicht nur bereit, sondern geradezu versessen, die Projektionen des schöpferischen Geistaspektes des Animus entgegenzunehmen, Nur hüten sie sich wohlweislich davor, den Frauen (insbesondere ihren Töchtern) in irgendeiner Weise darin behilflich zu sein, diese Projektionen als etwas ihnen selbst (den Frauen) Zugehöriges wahrzunehmen, sondern im Gegenteil, sie erklären das auf sie Projizierte zu ihrem Eigentum und bereichern dadurch ihre bewusste Identität (denn im Bewusstsein sind sie ohnehin mit diesen »männlichen« Qualitäten identifiziert) noch zusätzlich um die projizierten unbewussten Werte der Frauen. Indem sie aber die Existenz des Unbewussten grundsätzlich immer mehr verleugnen - und indem Frauen sich wohl oder übel dieser Verleugnung anschließen -, wird auch der Zugang zu diesen Werten im Unbewussten der Frau schließlich verschüttet. Schöpferischer Geist wird so zum Privileg von Männern, von dem die Frauen (außer, dass sie es an Männern zu bewundern haben) ausgeschlossen sind.

{394} Anders ergeht es den Werkzeug-Funktionen des Animus, also seinen mehr an der Oberfläche des Unbewussten liegenden Aspekten, die eigentlich nur Hilfsmittel sind, um den tiefergelegenen Qualitäten zur Verwirklichung zu verhelfen. Sie erfahren, sobald sie von Frauen auf Männer projiziert werden, nicht bereitwillige Annektion, sondern unwillige Zurückweisung: »Wir sind doch nicht rechthaberisch, streitsüchtig, pedantisch, kleinlich! Wir vertreten doch nicht starre Prinzipien. Wir haben doch keine unreflektierten Vorurteile! Ihr seid so, ihr Xanthippen, Amazonen, Blaustrümpfe, Emanzen oder (unter Jungianern) ihr Animus-Besessenen! «

{395} Während also die tieferen Animus-Werte von Männern ebenso unauffällig wie unberechtigt usurpiert werden, wird aus den mehr oberflächlichen ein Zankapfel und ein Gegenstand des Spottes gemacht. Es stimmt natürlich nicht, dass Männer die genannten Eigenschaften nicht besäßen, aber sie haben sie längst in das kollektive Männerbild eingebaut und dort neutralisiert. Als anstößig gelten solche Qualitäten nur bei Frauen. Sie müssen also, sobald sie sich in der Frau - oder besser: schon im Mädchen - spontan bemerkbar machen, verdrängt werden, denn weder ist die Projektion nach außen erlaubt, noch ist es für das Mädchen statthaft, solche Eigenschaften autonom zu leben.

{396} Auf diesem Wege entsteht der »patriarchale« Animus als ein einseitiges und verzerrtes Fragment des männlichen Prinzips in der Frau. Mit schöpferischem Geist (also mit dem Zentrum des »matriarchalen« Animus) hat er so gut wie nichts zu tun, er stellt vielmehr einen Schatten-Aspekt dar, der aus oberflächlichen Animus-Anteilen und verdrängten, weil als »unweiblich« geltenden Verhaltensweisen besteht.

{397} Wie diese Animus-Verzerrung sich schon beim heranwachsenden Mädchen anbahnt, habe ich weiter oben gezeigt. Beide Eltern können ihren Anteil daran haben: die Mutter, indem sie keinen anderen als den patriarchalen Animus zu leben Vermag; der Vater, indem er die Tochter entweder auf ihre Weiblichkeit fixiert oder ihr allenfalls nur patriarchale Animus-Qualitäten zugesteht.

{398} Eine auf seine Überwindung hinzielende Auseinandersetzung mit diesem »negativen« Animus (wie der »patriarchale« Animus in der Jungschen Psychologie meistens genannt wird) war den Frauen so lange nicht möglich, wie es ihnen verwehrt war, ihn auf Männer ihrer Umgebung zu projizieren. Projektionsträger dafür konnten höchstens Räuber, Mörder, Ketzer oder der Teufel sein.

{399} Es ist eine der Errungenschaften der Frauenbewegung, dass negativer Animus seit einigen Jahrzehnten auch auf gewöhnliche Männer projiziert wird, und zwar nicht, weil die Männer das erlaubt, sondern weil Frauen es erkämpft haben. Infolgedessen erkennen Frauen nun Räuber, Mörder, Ketzer und Teufel allenthalben und in stattlicher Anzahl. In nahezu jedem Mann kann der böse Feind dingfest gemacht und bekämpft werden. Das Matriarchat ist gut, nur die Männer stehen ihm im Wege. So werden Männer zu Hyänen. Es wird sehr viel darauf ankommen, hier Unterscheidungen zu treffen. So unerlässlich und berechtigt es ist, den männlichen Chauvinismus und das einseitige Patriarchat zu bekämpfen, so kurzsichtig wäre es doch, das frauliche Feindbild »Mann« einfach mit den Männern gleichzusetzen. Vieles an diesem Feindbild ist zutreffend und objektiv. Anderes aber ist Projektion und deswegen subjektiv. Anders ausgedrückt: Der Männerhass mancher Feministin gilt nicht nur den Männern, sondern er gilt unbewusst auch dem eigenen patriarchalen Animus - oder sogar zusätzlich dem der Mutter.

{400} Die Psychoanalytikerin Marina Moeller-Gambaroff schreibt in ihrem schon erwähnten Aufsatz über die Männerfeindlichkeit innerhalb der Frauenbewegung: »Das Ausmaß des Männerhasses ist somit proportional der eigenen Hilflosigkeit und dem daraus entstehenden Hass auf die Mutter und der Angst vor dieser.« (Anm. 20) Ihre Ausführungen gewinnen meines Erachtens noch zusätzlich an Verständlichkeit, wenn man nicht nur eine »Verschiebung« des Hasses von der Mutter auf den Mann annimmt, sondern außerdem auch mit dem negativen männlichen Aspekt der Mutter, eben ihrem patriarchalen Animus, rechnet.

{401} Dass die gleiche negative Mutter-Animus-Erfahrung der Frau sich auch in einer Ablehnung der eigenen Weiblichkeit oder Mütterlichkeit äußern kann, habe ich schon erwähnt.

{402} Der Animus kann aber auch - bei einer anders gearteten Beziehung der Frau zu ihrer leiblichen Mutter - die Frau zur Göttin erheben und den Mann zum eben noch geduldeten Befruchter degradieren, zu jenem nur- menschlichen »Heros«, dessen Hauptmerkmale »Ergebenheit und Selbstvergessenheit« sind, wie Heide Göttner-Abendroth erklärt. (Anm. 21)

{403} Wie kann sich aber ein Animus entwickeln, der die Männer weder hasst noch zu Männern macht und die Mutter weder vergöttert noch verhext, sondern der der Frau die Möglichkeit gibt, selbständige Weiblichkeit zu leben, die Männliches in sich enthält? Der Versuch einer Beantwortung dieser Frage ist nicht möglich, ohne die Männer miteinzubeziehen.

{404} Ich muss deswegen zurückkommen auf die im vorigen Kapitel abgebrochenen Gedanken über die Bedeutung des Vaters. Ich habe dort dargestellt, dass der Archetypus des »Großen Vaters« unter der Einwirkung des Selbst die Ablösung des Kindes aus der mütterlichen Welt vorbereitet, indem er den Sohn gewissermaßen in der »Heimat« der Vaterwelt empfängt, während er der Sehnsucht der Tochter nach einer anderen, neuen, fremden Welt entgegenkommt.

{405} Der Archetypus des Vaters böte alle Möglichkeiten, Töchter wie Söhnen eine Teilhabe am patriarchalen Bewusstsein zu ermöglichen, die die Werte der matriarchalen Welt nicht nur nicht ablehnt, sondern sie weiterhin pflegt und vermehrt. Denn so wenig, wie im Mutter-Archetypus die männlichen Elemente fehlen, so wenig entbehrt der Vater-Archetypus der weiblichen. Auf der archetypischen Ebene herrscht nie ein Entweder-oder, sondern stets ein (verwirrendes!) Sowohl-als-auch. Das unter der Dominanz des Vater-Archetypus sich entwickelnde »patriarchale« Bewusstsein müsste deswegen das »matriachale« Bewusstsein nicht ausschließen, sondern könnte es ergänzen.

{406} Aber: Die den Vater-Archetypus repräsentierenden Väter sind in der einseitig patriarchalen Kultur kaum noch in der Lage, dieses komplementäre Verhältnis der Gegensätze zuzulassen, geschweige denn es zu fördern. Sie haben sich von der Anima wie vom Unbewussten losgesagt; sie haben das weibliche Prinzip aus ihrer Männlichkeit zu eliminieren gemeint, indem sie es ausschließlich auf die Frau projizierten.

{407} Aber nur die bewusst bewahrte und gepflegte Beziehung zum Unbewussten könnte den Vater befähigen, seinen Sohn in das patriarchale Bewusstsein einzuführen, ohne ihm die Möglichkeit abzuschneiden, die zuvor erfahrenen Werte des matriarchalen Bewusstseins zu bewahren.

{408} Und nur die erkannte und anerkannte Anima des Vaters wäre in der Lage, der Tochter einen matriarchalen Animus zuzugestehen und sie zu ermutigen, diesen in das patriarchale Bewusstsein einzubringen, Das würde für die Tochter bedeuten, dass sie nicht mehr vor die traurige Wahl gestellt sein würde, entweder Vaters Püppchen oder sein leider doch nicht ganz vollwertiger Kumpel zu werden. Sie hätte dann die Möglichkeit, sich sowohl auf das männliche Bewusstsein des Vaters als auch auf sein weibliches Unbewusstes zu beziehen, und entginge damit der Nötigung, entweder ihre Weiblichkeit oder ihren Animus um seinetwillen zu verraten. Töchter und Söhne des »ganzen« oder »guten« Vaters würden durch ihr Hineinwachsen in das patriarchale Bewusstsein nicht aus dem matriarchalen herausgerissen, sondern könnten beide in der ihnen je eigenen Weise miteinander verbinden.

{409} Gäbe, es mehr individuelle Väter, die auch den weiblichen Elementen des Vater-Archetypus Raum und Gestalt zu geben vermöchten, wir lebten in einer weniger bedrohlichen Innen- wie Außenwelt! Die jahrtausendealte einseitige und verfälschende Repräsentation des Vater-Archetypus durch die Väter ist die Hauptursache jener unheilvollen antagonistischen Spaltungen, unter denen wir leiden: Bewusstsein gegen Unbewusstes, extremes Patriarchat gegen extremes Matriarchat, Geist gegen Natur, Logos gegen Eros, Männer gegen Frauen.

{410} Es ist deswegen gut und richtig, dass allenthalben Revolutionen gegen die absolutistische, erstarrte und lebensfeindliche Pseudo-Vaterwelt aufgebrochen sind. Es ist lebensnotwendig, den paternalistischen Popanz auf allen Ebenen anzugreifen und zu überwinden: sei es in der Politik, in der Wissenschaft, in der Gesellschaft, in der Familie oder in uns selbst.

{411} Aber: Hier liegt auch die Gefahr schrecklicher Vereinfachung und vielleicht sogar unwiderruflicher Zerstörung eines Teils unserer Grundlagen. Die zu überwindenden pseudoväterlichen Instanzen dürfen niemals mit dem Vater-Archetypus gleichgesetzt, sondern sie müssen weggeräumt werden, damit für diesen Raum entstehen kann.

{412} Praktisch heißt das: Wir sollten uns vor dem Versuch hüten, unser Bewusstsein abzuschaffen, denn die blinde Regression ins Unbewusste würde uns zerstören. Wir können uns ein naiv-sentimentales »Zurück zur Natur« nicht leisten, weil wir ohne Zivilisation und Technik längst nicht mehr zu überleben vermögen. Wir dürfen nicht meinen, dass »Logos« sich eliminieren und durch »Eros« ersetzen ließe: wir würden damit nur endzeitliches »Chaos« schaffen.

{413} Wir können die Geschichte unserer menschheitlichen Entwicklung nicht zurückdrehen, sondern wir müssen versuchen, sie aus der Stagnation heraus- und in eine Weiterbewegung hineinzubringen. Wir müssen, psychologisch gesprochen, zu einem neuen Bewusstsein gelangen, das weder nur matriarchal noch (und schon gar nicht in der herkömmlichen Weise) nur patriarchal ist, sondern das die matriarchale und patriarchale Form des Bewusstseins umfasst und zu etwas Neuem verbindet. Ich möchte es in Anlehnung an Jean Gebser (Anm. 22) das »integrale« Bewusstsein nennen*. (Anm. 22a)

{414} Um dorthin aufzubrechen, bedarf es der Kraft und des Sendungsbewusstseins des Feminismus. Ich halte die von Frauen so oft geäußerte Überzeugung: »Nur durch uns ist noch eine Rettung möglich« für richtig, weil ich es für möglich halte, dass Frauen eher als Männer befähigt sind, den Weg zu jenem »integralen« Bewusstsein voranzugehen - in der bewussten Auseinandersetzung mit dem männlichen Prinzip in ihnen und in den Männern. Ich sage das nicht, weil ich mir wünsche, dass wir Männer uns an die Röcke (oder Jeans) der Frauen klammern und uns durch sie mitschleppen lassen sollten; sondern ich sage es trotz der Überzeugung, dass zur Erringung der Ganzheit beide Prinzipien und beide Geschlechter beitragen müssen. Auf den Beitrag der Männer will ich gleich zu sprechen kommen, vorher aber nochmals auf die Animus-Problematik der Frauen eingehen.

{415} Ich habe früher skizziert, dass ein unbewusster seelischer Inhalt zunächst nur in der Projektion erfahren werden kann, dass aber seine Integration in die bewusste Persönlichkeit voraussetzt, dass er aus der Projektion zurückgenommen und dadurch als etwas Eigenes wahrgenommen wird, zu dem man nun in eine bewusste (annehmende oder ablehnende) Beziehung treten kann. Unter diesem Gesichtspunkt haben heutige »befreite« Frauen in ihrer Beziehung zum Animus ganz neue Chancen. Als Projektionsträger für den negativen patriarchalen Animus bietet die Männerwelt sich - wie gesagt - in überwältigender Fülle an, und viele Feministinnen haben begonnen, ihre auf diese Welt projizierten eigenen Anteile als solche wahrzunehmen und sich von ihnen zu unterscheiden. Manche vermögen auch über diesen Distanzierungsprozess in einer Weise zu berichten, die von patriarchalen Animus-Beimischungen gänzlich frei ist. Eindrucksvolle literarische Beispiele dafür bietet das Buch »Geschlechtertausch. Drei Geschichten über die Umwandlung der Verhältnisse« (Anm. 23), in dem Sarah Kirsch, Irmtraud Morgner und Christa Wolf Geschichten von der Umwandlung von Frauen in Männer erzählen; psychologisch gesehen drei (recht verschiedene) Auseinandersetzungen mit dem patriarchalen Animus, die zu seiner Entmachtung führen.

{416} Anders steht es mit denjenigen Animus-Qualitäten, die ich als matriarchalen Animus bezeichne: mit dem schöpferischen oder Geistprinzip also, das in tieferen Schichten des Unbewussten dem männlichen Prinzip innewohnt. Diese - im günstigen Falle - schon an der Mutter erfahrene weibliche Geistigkeit wurde, wie wir gesehen haben, im allgemeinen vergeblich auf den Vater projiziert, zu wenig hatte er selbst in seinem patriarchalen Bewusstsein an diesem archetypischen Potential Anteil. Seine Projektion auf andere erreichbare Männer aber endete in der Regel damit, dass diese das Projizierte für sich selbst in Anspruch nahmen, indem sie den weiblichen Geist ihrem männlichen einverleibten.

{417} So blieb nur die Möglichkeit, den schöpferischen Animus auf unerreichbare »große Männer« und auf ihre Werke zu projizieren oder - sofern noch eine Beziehung zur Religion vorhanden war - ihn in Gott-Vater oder in Christus verkörpert zu sehen. Die Wahrnehmung des Eigenen in diesen Projektionen könnte eine unschätzbare Bereicherung der Frau bedeuten, setzt allerdings voraus, dass die projizierten Inhalte nicht von vornherein deswegen entwertet werden, weil sie auf Männer oder deren Werke projiziert wurden.

{418} Hier scheint mir die Arbeit mancher feministischer Theologinnen wegweisend zu sein. Ohne dass das männliche Gottesbild des Christentums oder die Gestalt des Jesus von Nazareth ihrer positiven Züge beraubt werden, wird behutsam die in ihnen zwar verdeckte, aber doch latent vorhandene weibliche Dimension sichtbar gemacht, und es kommt - in der Arbeitsweise wie im Resultat - schöpferisch-matriarchaler Animus zum Erscheinen, der nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer vorbildlich sein kann. Dabei fehlt das kämpferische Element keineswegs; aber es wird nicht alles Männliche bekämpft, weil es männlich ist, sondern nur sein aufgeblähter und erstarrter Absolutheitsanspruch. Schon die Titel feministisch-theologischer Bücher zeigen an, welches Klima hier herrscht: »Gott hat nicht nur starke Söhne«, »Ein eigener Mensch werden. Frauen um Jesus« oder auch (ohne polemischen Unterton) »Jesus der Mann«. (Anm. 24)

{419} Am Schluss dieses Buches von Hanna Wolff lesen wir: »Jesus hingegen war ein wahrer Mann, ein Mann von hoch entwickelter Anima, von exzeptioneller Integration oder Individuation. Er war ein Mann mit schöpferischem, gültige Werte setzendem Gefühl. Er stellt alle inflatorische Scheinmännlichkeit durch sein bloßes Selbstsein bloß. Er ist exemplarisch für alle Zeit, der hominine Anruf zur nicht destruktiven, sondern schöpferischen Männlichkeit jeder Zukunft. Warum versuchen die Männer es nicht einmal ernstlich mit dieser Möglichkeit einer überlegenen Männlichkeit? Warum versuchen die Frauen ihr Leitbild von Männlichkeit nicht ernstlich an der großen, echten, schöpferischen Männlichkeit Jesu neu zu formen?« (Anm. 25) - Es ist deutlich, dass hier auch daran gearbeitet wird, Jesus als einen Projektionsträger von matriarchalem Animus zu erkennen und damit den Frauen ein »Leitbild von Männlichkeit« zugänglich zu machen, ein Leitbild also, das es ihnen ermöglicht, eigene positive Männlichkeit wahrzunehmen.

{420} Andere feministische Theologinnen sind radikaler und aggressiver. Bei Mary Daly wird das schon durch den deutschen Titel eines ihrer Bücher signalisiert: »Jenseits von Gottvater, Sohn & Co«. (Anm. 26) Darin heißt ein Kapitel: »Jenseits der Christolatrie: Eine Welt ohne Vorbilder«. (Anm. 27) Da wird Jesus als Vorbild für feministische Frauen entschieden abgelehnt: »Jesus war ein Feminist. Na und?« (Anm. 28) statt dessen kommt ein anderer Projektionsträger des schöpferischen Animus in den Blick, der geeignet erscheint, viele Leserinnen und Leser (allerdings kaum solche, die das Werk C. G. Jungs kennen) zu schockieren: »In ihrem tiefsten Wesen sucht die Frauenbewegung, da sie über die Christolatrie hinausdrängt, tatsächlich nach dem ursprünglichen, allgegenwärtigen und zukünftigen Antichrist. Sie tut das, indem sie das >große Schweigen(bricht, den weiblichen Stolz aufrichtet, ihre eigene Geschichte wiedergewinnt und das Leben der Frauen heilt und rehabilitiert. Ich glaube, dass der Mechanismus der Umkehrung auch dem Gedanken zugrunde liegt, dass der) Antichrist< etwas >Böses< sein muss. Wie aber, wenn dies überhaupt nicht der Fall ist? Wie, wenn der Gedanke aus der unbewussten Furcht des Mannes entstanden ist, dass die Frau sich erheben und die Macht zurückfordern könnte, die ihr geraubt worden ist? Wie aber, wenn der Gedanke tatsächlich auf eine Seinsweise und Anwesenheit hinweist, die über die patriarchalen Definitionen von gut und böse hinausgeht? Der Antichrist, den die Patriarchen fürchten, kann ein Aufschwung des Bewusstseins, ein geistiges Erwachen sein, das uns über die Christolatrie hinausführt zu einer vollkommeneren Stufe der bewussten Teilhabe an der lebendigen Gottheit. Von dieser Perspektive aus gesehen, sind der Antichrist und das Zweite Kommen der Frauen synonym.« (Anm. 29)

{421} Über alle gewollte Provokation hinaus ist hier etwas Wichtiges erkennbar: Die Integration des matriarchalen Animus (hier »das Zweite Kommen der Frauen« genannt) bedarf projektionstragender Gestalten, die das zu erreichende Ziel anschaulich machen. Das kann sowohl Jesus von Nazareth als auch der (umgeformte) Begriff »Antichrist« sein; es kommt nur darauf an, dass das »Zweite Kommen der Frauen« seine Symbole findet. Auch Frauen können solche Symbolgestalten sein, die dann natürlich nicht den matriarchalen Animus verkörpern (dazu bedürfte es männlicher Gestalten) , wohl aber das Vorbild von Frauen darstellen, die vom matriarchalen Geist-Prinzip erfüllt sind, In der feministischen Theologie sind deswegen »Frauen um Jesus« mehrfach dargestellt worden. Bei Hanna Wolf, Catharina J. M. Halkes und vor allem bei Elisabeth Moltmann-Wendel (Anm. 30) werden biblische Frauengestalten vergegenwärtigt, von deren nachweislichen Eigenschaften der kirchlich unterwiesene Christenmensch so gut wie keine Ahnung hat.

{422} Dennoch gibt es sie, die »Frauen um Jesus«, die schon vor zweitausend Jahren eine beträchtliche Integration Arbeit am schöpferischen Animus geleistet haben. Dass sie dem Ideal der von der Männerkirche gepredigten dienend-schweigenden Frau aufs schärfste entgegenstehen und deswegen totgeschwiegen oder umgemodelt wurden, ist leider verständlich.

{423} Auch außerhalb des Bereichs der feministischen Theologie hat die Frauenbewegung nach weiblichen Symbolgestalten gesucht, die eine mögliche Lösung des Animus-Problems anschaulich machen könnten. Einige der feministischen Autorinnen sind wohl längst selbst zu solchen geworden, wobei sie für mein Verständnis sehr unterschiedliche Grade von weiblicher Vollständigkeit verkörpern. Wo das analysierende und kämpferische Element so stark überwiegt wie beispielsweise bei Simone de Beauvoir, dort scheint mir - trotz aller schriftstellerischen und philosophischen Potenz - doch der patriarchale Animus den matriarchalen noch weithin zu verdecken. Aber unter den vielen Frauenbiographien, die in den letzten Jahren von Frauen verfasst wurden (Anm. 31), finden sich auch Darstellungen von Frauengestalten, deren Weiblichkeit nicht durch patriarchalen Animus überschattet, sondern durch matriarchalen zur Ganzheit vervollständigt ist.

{424} Auch im weiten Feld der feministisch inspirierten Novellen und Romane bestehen nicht nur die selbstverständlichen künstlerischen Rangunterschiede, sondern auch sehr unterschiedliche Auffassungen von dem, was »das Zweite Kommen der Frauen« beinhaltet. In den viel gelesenen »Häutungen« von Verena Stefan (Anm. 32) etwa scheint mir ein vorwiegend patriarchaler Animus zum Zuge zu kommen, sodass es mich nicht wundert, bei einer Kritikerin (die der Frauenbewegung nicht ablehnend gegenübersteht) zu lesen: »Für mich spiegelt »Häutungen« in geradezu exemplarischer Weise alle Widersprüche, alle Selbstmissverständnisse und Verdrängungen der sich in letzter Zeit zur Frau häutenden Frau wider.« (Anm. 33)

{425} Am andern Ende dieser Skala scheinen mir die Dichtungen von Christa Wolf zu stehen, in denen schöpferischer weiblicher Geist die Misere von Frauen und Männern darstellt und dabei - ohne verzerrende Übertreibungen oder unrealistische Gewaltstreiche zuzulassen - nach einer menschlichen Lösung Unseres gemeinsamen Problems sucht.

{426} Frauen haben auch noch einen ganz anderen Weg beschritten, um sich matriarchalen Animus, den sie auf Männer so gut wie nie projizieren können, erfahrbar zu machen: Ich denke an die Entstehung der nahezu unzählbaren Frauengruppen. Gewiss handelt es sich dabei zunächst um Interessengemeinschaften und gelegentlich um »pressure groups«, die sehr konkrete Ziele verfolgen. Ich vermute aber, dass sich im »Geist« vieler Frauengruppen auch schöpferischer Animus konstellierte, und zwar besonders dann, wenn dieser Geist vom Eros getragen ist. (Anm. 34) Ich kann zwar nicht leugnen, dass manche Berichte über die Aktivitäten von Frauengruppen mich befremden, aber ich hüte mich, daraus eine Bewertung oder Beurteilung abzuleiten (nebenbei auch deswegen, weil mir die Praktiken mancher Männerbünde nicht weniger fremdartig erscheinen).

{427} Die neu zu entwickelnde Frauen-Kultur - beziehe sie sich nun auf die Gestaltung des Lebensstils, auf den erotischen Bereich oder auf künstlerische Hervorbringungen - muss wohl zunächst exklusiv fraulich sein, so dass sie vermutlich um so echter ist, je weniger ein Mann damit anfangen kann. Allerdings sollte das, sofern beide Geschlechter noch eine Weiterentwicklung vor sich haben, nicht für immer so bleiben: Der Anima-nahe Mann wird in der Lage sein, die Schöpfungen des matriarchalen Animus nachfühlend zu erfassen, denn er verfügt über mehr als intellektuelles Verständnisvermögen.

{428} Hier gilt auch die Umkehrung: Der matriarchale Animus der Frau müsste in der Lage sein, die »weiblichen« Werte innerhalb der patriarchalen Kultur aufzuspüren; nur patriarchaler Animus wird sie übersehen, weil sie von Männern geschaffen wurden. Darum finde ich es schade, wenn Heide Göttner-Abendroth die gesamte uns bekannte abendländische Kultur verdammt, weil sie »patriarchalisiert« sei. (Anm. 35) Das Aufspüren weiblicher Elemente - etwa in der Musik, Dichtung und Malerei der Romantik - könnte Frauen dazu helfen, nicht nur mit der Anima der Männer, sondern sogar mit dem eigenen matriarchalen Animus neue Erfahrungen zu sammeln.

{429} Aber das sind Einzelfragen. Wesentlich ist, dass in der Frauenbewegung überall eine Entfaltung schöpferischer Kräfte zu bemerken ist. Sowenig sie des kämpferischen Elementes entbehren kann, so sehr bedarf sie doch des Hinzutretens schöpferischer Impulse. Denn es geht ja nicht nur um die Überwindung des falschen Frauenbildes durch Bekämpfung seiner männlichen Urheber, sondern zu gleicher Zeit (und nicht erst »später«) um die lebendige Erfahrung der Ganzheit des Menschen. Wo aber erkannt wird, dass in jedem Menschen, ob Frau oder Mann, beide Prinzipien, das weibliche wie das männliche, wirksam sind, da entsteht schöpferische Spannung.

{430} Auf dem Wege zur Ganzheit dürfte es der Mann, der in der Vergangenheit so viele Vorteile eingeheimst hatte, in der Zukunft eher noch schwerer haben als die Frau. Der Zusammenbruch herkömmlicher Kultur- und Gesellschaftsstrukturen und damit die Unterhöhlung eines einseitig patriarchalen Bewusstseins wird den Mann aus seiner Scheinsicherheit reißen, und er wird weniger als die Frau geübt sein, in einem bedrohlichen seelischen Klima zu leben. Wenn aber die Erreichung eines »integralen« Bewusstseins unser Ziel sein soll, und nicht die Wiedererrichtung eines modernen modifizierten Matriarchats, dann wird es ohne eine weitere Entwicklung auch aufseiten der Männer nicht abgehen. Wir werden vom »Mythos Mann« in einem viel radikaleren Sinne »Abschied« nehmen müssen, als es im Buche dieses Titels beschrieben wird. (Anm. 36)

{431} Wie verunsichert fühlen sich viele Männer nur schon durch den Umstand, dass es wachsende Gruppen von Frauen gibt, die nicht mehr bereit sind, ihre Projektionen anzunehmen. Wieviel schwerer wird es sein, diese nun allmählich zurückzunehmen und zu erkennen, wie viele vermeintlich »weibliche Schwächen« im männlichen Unbewussten zu Hause sind, während sie im Bewusstsein von Frauen als »Stärken« anerkannt werden.

{432} Aber noch grundsätzlicher: Wieviel Angst wird in Männern entstehen, wenn sie sich überhaupt erst einmal anschicken, die Existenz des Unbewussten zur Kenntnis zu nehmen? Wie ungeübt sind sie da, wie abgeschirmt bisher durch ihr einseitig patriarchales Bewusstsein; wie tief werden sie abstürzen fürchten aus ihren himmlischen Höhen! Sie werden buchstäblich meinen, den Geist aufgeben zu müssen, wenn sie den Abstieg wagen, und viele werden deswegen, im Namen des Geistes, die Anerkennung des Unbewussten verweigern. Andere werden die Flucht nach vorn ergreifen, sich blindlings dem Unbewussten in den Schoß stürzen in Erwartung mystischer Schauer, von denen sie »Bewusstseinsenerweiterung« erhoffen. - Aber ich sollte das alles nicht ins Futurum setzen; denn es geschieht ja längst. Eine starke Polarisierung ist unter den Männern im vollen Gange: hier fanatische Verteidigung der letzten Bastionen des einseitigen Patriarchats, dort die teils verzückten, teils verrückten Trabanten der Großen Mutter, für die die Vater-Welt nur noch aus law and order besteht, die sie mit Witz und Wut bekämpfen. Dazwischen allerdings auch eine gemäßigte Gruppe von behutsam Wandlungsbereiten, die vieles tun, um den männlichen Chauvinismus ihrer Väter abzuschütteln, und gleichzeitig die Schürze des »Hausmannes« oder des »Kindergartenonkels« anlegen, um wenigstens das Problem der mannfraulichen Arbeitsteilung gütlich zu lösen.

{433} Aber ich befürchte, dass weder die Extremisten noch die kompromissbereiten Hausmänner auf dem richtigen Wege sind. Allerdings: nichts gegen die letzteren. Ich habe selbst, seitdem ich an diesem Buche schreibe, einiges an hausfraulichen Fähigkeiten zu erwerben versucht, ohne allerdings den Titel eines Hausmannes deswegen in Anspruch nehmen zu wollen. Es ist sehr zu begrüßen, wenn Männer Frauen entlasten, indem sie so genannte weibliche Pflichten übernehmen; aber ein einfacher Rollentausch hinsichtlich der Arbeitsteilung macht den Mann nicht zur Haus-Frau mit männlichem Vorzeichen, wie es der Begriff Hausmann suggerieren könnte.

{434} Man kann dem Jungschen Psychologen immer wieder vorwerfen, dass er die praktischen Belange, die handfeste Realität oder auch die Geschichte zu wenig beachte und statt dessen über ungeschichtliche und unbewiesene Theorien spekuliere. - Ich muss auch jetzt diesen Vorwurf auf mich nehmen und dazu stehen, dass mir zum Beispiel ein Nachdenken über Animus und Anima wichtiger und letztlich doch relevanter erscheint als weitere Ausführungen über die Arbeitsteilung im Haushalt.

{435} Wenn der Mann einen wirklich grundlegenden Beitrag zur Überwindung des einseitigen Patriarchats und zur »Befreiung« der Frau leisten will, dann muss er damit beginnen, das Weibliche in sich selbst, nämlich seine Anima, aus der Unterdrückung und Missachtung zu befreien, in der sie unter der Dominanz einer patriarchalen Kultur ein halb ersticktes Sklavinnen-Dasein führt. Das heißt zwar auch, dass der Mann bereit sein muss, seine Gefühle, Ängste, Unberechenbarkeiten usw., also die im herkömmlichen Sinne »weiblichen« Seiten in sich selbst unverhüllt anzuerkennen und zu leben, aber es heißt noch viel mehr. Eine bewusste »Feminisierung« ist ja an manchen jüngeren Männern erfreulicherweise schon zu beobachten, und eine Annäherung an die Anima durch eine gewisse Identifizierung mit ihr kann ein erster Schritt zu ihrer Integrierung sein. Aber die umfassende Integrierung der Anima verändert den Mann in seinem Kern, nicht nur in seiner Erscheinung und seinem Gebaren.

{436} Ich muss an das erinnern, was ich im vorigen Kapitel über die Sohn-Mutter-Beziehung angedeutet habe. Kraft des »Wandlungscharakters« des Mutter-Archetypus, der sich vor allem durch den matriarchalen Animus der Mutter manifestiert, wird der Sohn aus der frühen Einheit mit der Mutter nicht nur entlassen, sondern geradezu hinausgedrängt. Ohne genügend starke Einwirkung des Wandlungscharakters bleibt er als unselbständiger Jünglingsgeliebter in der Mutter-Beziehung stecken und wird von ihr schließlich getötet. Nach geleisteter Ablösung von der Mutter, die das Ich als heldenhaften Drachenkampf erlebt, gelangt der Sohn unter die Dominanz des Vater-Archetypus, in der er sein männliches, patriarchales Bewusstsein weiter auszubauen und zu festigen vermag. Und, wie wir gesehen haben, diese Verfestigung des patriarchalen Bewusstseins führt bei den allermeisten Männern zu jener Art von Erstarrung, die vom weiblichen Prinzip und seinem Wandlungscharakter nicht nur nichts mehr wissen will, sondern die es entwertet, von sich weist und ausschließlich auf die Frau projiziert. Die in diesem Verdrängungsakt zum Ausdruck kommende Angst vor dem Weiblichen (Anm. 37) hat zweierlei Wurzeln: einerseits die Angst vor dem Rückfall in das Mütterlich-Unbewusste und andererseits die Angst vor dem von der Anima ausgehenden Wandlungsimpuls und -anspruch.

{437} Denn der patriarchal identifizierte Mann lebt, solange er das weibliche Prinzip in sich nicht gelten lässt, in einer beruhigenden, wenn auch sterilen Sicherheit; die Eingangstore des Unbewussten sind fest verriegelt, die überschaubare Ordnung des Bewusstseins kann in Ruhe ausgebaut werden, aus der Tiefe kommende Wandlungsimpulse sind nicht zu befürchten. Dem weiteren Streben nach oben aber, in den Himmel der Vater-Religion, der Wissenschaft oder des Fortschritts sind keine Grenzen gesetzt, und so scheint alles in Ordnung.

{438} Zusammen mit seiner Anima hat der Mann aber nicht nur seine Bereitschaft zur Wandlung, nicht nur seine Offenheit für das Unbewusste, sondern auch seine Beziehungsfähigkeit zur Frau verloren. Denn wenn er vom Weiblichen in sich nichts wissen will und insbesondere dessen beunruhigende Seiten auf die Frau projiziert hat, dann kann er nicht andererseits zu einer ganzheitlichen Beziehung zu eben dieser Frau bereit sein. Darum lässt er sie nur in Fragmenten an sich herankommen, auf die er sich jeweils auch nur fragmentarisch bezieht: als aufopfernde Mutter, als treue Ehefrau, als zuverlässige Hausfrau, als wackere Kameradin. Daneben dann, in einer anderen Abteilung und auch nur für einen anderen, abgespaltenen Teil seines Bewusstseins existent, gibt es für ihn das göttliche Super-Weib, die Femme fatale, die inspirierende schöne Seele oder den triebbefriedigenden schönen Leib.

{439} Würde er sich seiner Anima zuwenden, dann würden sich alle diese Fragmente zu einem Bilde zusammenfügen - zu einem Bilde allerdings, das sich vielfältig wandelt und das von ihm, der es als Bild seiner Seele erkennt, ständige Bereitschaft zur Wandlung verlangt. Denn mit der Zuwendung zur Anima wendet der Mann sich dem Unbewussten zu, und das Unbewusste lässt sich nicht passiv betrachten, sondern wirkt aktiv und verändernd auf das Bewusstsein zurück.

{440} Der durch die Anima mit dem Unbewussten verbundene Mann ist nicht mehr der unberührbare, unbeugsame Herr im Haus, sondern der betroffene, ausgesetzte Wanderer, dem das Unterwegs-Sein wichtiger ist als das behagliche Ziel. Ergriffen zu sein ist ihm wertvoller als Abstand zu bewahren; Beunruhigung liegt ihm näher als Beschaulichkeit.

{441} Es ist wohl deutlich: Die Integration der Anima ist geeignet, alle patriarchalen Erstarrungen des Mannes aufzulösen, aber sie darf nicht missverstanden werden als eine Auflösung des Bewusstseins. Das Integrierende, in dem die Anima sich organisch entfalten soll, kann nichts anderes sein als das ungeschmälerte, dem Vater-Archetypus zugeordnete Bewusstsein, das nicht abgeschafft, sondern ergänzt wird durch die Rückwendung zum Unbewussten. Wiederum geht es nicht um eine regressive Wiederbelebung des Matriarchats, sondern um eine progressive Erweiterung des Erreichten, also um eine Verbindung patriarchaler mit matriarchalen Werten zu einer neuen, höheren Form des Bewusstseins.

{442} Ich sagte, dass der Mann durch seine Unterdrückung der Anima auch seine Beziehungsfähigkeit zur Frau unterdrückt und teilweise zerstört hat. Mit einer Entdeckung und Belebung der Anima nimmt auch die Beziehungsfähigkeit zu - und hier stoßen wir wieder auf die untrennbare Verschränkung von weiblicher und männlicher Entwicklung.

{443} In dem Maße nämlich, in dem Männer durch eine heranreifende Anima-Integrierung fähiger werden, eine ganzheitliche Beziehung zur Frau zu leben, werden sie unter Umständen unverständlicher für diese. Und zwar nicht nur wegen einer äußerlichen Feminisierung, sondern vor allem deswegen, weil sie ungeeigneter werden, den Animus-Projektionen der Frau zu entsprechen.

{444} Die jahrtausendealte Enttäuschung der Frau durch den nur patriarchalen Mann hat sie dazu gezwungen, auch nur patriarchale Animus Teile auf ihn zu projizieren und schließlich sogar selbst ein rein patriarchales Idealbild des Mannes zu entwickeln. Was soll sie nun mit einem Mann anfangen, der zwar bereit und fähig ist, sich auf ihre weibliche Ganzheit zu beziehen, der aber ihrem Bild von Männlichkeit nur noch teilweise entspricht und sogar seinerseits Elemente in die Beziehung mit einbringt, die sie - wohl oder übel - stets als ihr allein zugehörig betrachtete? Solche Fragen und Klagen habe ich gelegentlich von feministischen Frauen oder Männern gehört, und vielleicht bezogen sie sich wirklich auf Männer, die nicht aus Schwäche, sondern wegen einer geglückten Anima-Entwicklung so »unmännlich« erschienen.

{445} Auf diese Weise würden Männer und Frauen in eine absurde gegenseitige Entfremdung geraten, wenn nicht auf beiden Seiten die Integration des gegengeschlechtlichen Prinzips geleistet würde. Wo das aber gelingt, dort kann es in der weiblich-männlichen Beziehung zu jener »Heiligen Hochzeit« kommen, die eigentlich eine Doppelhochzeit ist: nämlich die bewusste Verbindung sowohl zwischen Mann und Frau als auch zwischen Anima und Animus. (Anm. 38)

{446} Wenn Anima und Animus nicht länger unbewusst, sondern von der bewussten Persönlichkeit als ein vom Ich zu unterscheidender Bestandteil der Seele anerkannt sind (wobei sie - als Archetypen - natürlich niemals völlig bewusst werden können, sondern ihre eigentliche »Heimat« stets im Unbewussten behalten) , dann wird die polare Beziehung zwischen Ich und du aus einer Zweiheit zu einer Vierheit: Ich als Mann beziehe mich auf dich als Frau ebenso, wie sich dein Animus auf meine Anima bezieht. Erst in dieser Vierheit werden die beiden einander verständlich: Weibliches erschrickt nicht vor Männlichem und Männliches nicht vor Weiblichem, weil beide beides umfassen. Weiterhin wird der Mann dem Bewusstsein und dem Logos näher stehen und die Frau dem Unbewussten und dem Eros. Aber sie wird weiblichen Geist aus dem Unbewussten mit einbringen (der höher und tiefer reichen kann als sein männlicher Geist) , und er wird aus dem Unbewussten stammenden Eros leben (der stärker und sanfter sein kann als ihr weiblicher Eros) . Keiner kann sich dem anderen »sexistisch« überlegen fühlen, denn jeder findet sich erst durch den anderen zur Vollständigkeit ergänzt.

{447} Ist dies nur eine schwärmerische Utopie? Ich schrieb schon früher, dass es doch zweifellos neben der Überzahl von missglückten und verkrüppelten Beziehungen auch immer Paare gegeben hat, die als Liebes- und sogar noch als Ehepaare das ganze Wesen der Liebe erfahren haben; gewiss in Unvollkommenheit und nur für Augenblicke, aber doch in einer Annäherung an den Zustand von Vollkommenheit, den ich hier skizziert habe.

{448} Ich glaube, dass der Feminismus uns diesem Zustand näher bringen kann. Denn so, wie ich die feministische Bewegung verstehe, will sie viel mehr bewirken als die Befreiung der Frau vom Patriarchat; sie will dem weiblichen Prinzip wieder zu seinem Recht verhelfen und damit dem Unbewussten wieder Raum geben, bei Frauen und Männern in der ihnen eigenen Weise.

{449} Der Mann, der seine Anima kennt und sie mitleben lässt, wird weniger »maskulin« im herkömmlichen Sinne sein: Er wird seinen Emotionen, seinen Phantasien, seiner Spontaneität (und damit seiner Unberechenbarkeit) und seiner irrationalen Verrücktheit Raum geben; er wird seine Kindlichkeit spielen und seine Unsicherheit sich manifestieren lassen; er wird sich zwar von Verstand und Vernunft nicht einfach lossagen, aber doch jene Erfahrung in sein Leben mit einbeziehen, die etwa bei Novalis gestaltet ist:

{450} »Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren

Sind Schlüssel aller Kreaturen,
Wenn die, so singen oder küssen
Mehr als die Tiefgelehrten wissen,
Wenn sich die Welt ins freie Leben
Und in die Welt wird zurückbegeben,
Wenn dann sich wieder Licht und Schatten
Zu echter Klarheit wieder gatten
Und man in Märchen und Gedichten
Erkennt die wahren Weltgeschichten.
Dann fliegt vor einem geheimen Wort
Das ganze verkehrte Wesen fort.« (Anm. 39)

{451} Erst dann wird er wirklich »männlich« sein. Die Frau wird dann nicht nur »patriarchalen«, sondern auch »matriarchalen« Animus auf ihn projizieren können und wird von ihm nicht um dessen besten Teil betrogen werden. Sie wird die Männer-Projektionen zwischen Heiliger und Hure nicht länger als Uniformen akzeptieren, in die sie sich zu zwängen habe, um vor Männer als »weiblich« zu gelten. Sie wird ihre Weiblichkeit ohne Projektions-Zutaten der Männer leben und zu der Stärke ihrer angeblichen Schwächen stehen. Sie wird nicht länger mit dem männlichen Konzept von »Geistigkeit« konkurrieren, sondern wird zur weiblichen Erscheinungsform des Geistes stehen und vermutlich deren Überlegenheit schließlich beweisen. Nicht Unterscheidung, Trennung und Zwiespältigkeit wird ihr Geist bewirken, sondern Verbindung, Wandlung und Vereinigung der Gegensätze. Die Weiblichkeit der »befreiten« Frau und ihr erkannter und gelebter matriarchaler Animus könnten schließlich - für Frauen und Männer - die Sehnsucht stillen helfen, die das Wesen des Eros ausmacht: die Sehnsucht des Getrennten nach Wiedervereinigung.

{452} Viele Frauen haben sich aufgemacht in Richtung auf dieses Ziel, und mir scheint, dass es nun an den Männern ist, ihren eigenen »Feminismus« selbständig zu entwickeln. Wenn beiden Geschlechtern die Emanzipation vom einseitigen Patriarchat gelingt, werden sie die Erfahrung machen, dass sie einander zwar als Pole gegenüberstehen, aber nicht als feindliche, sondern als komplementäre.

{453} Ein komplementäres Verhältnis zwischen den Geschlechtern scheint mir das wichtigste Ziel eines »menschlichen« Feminismus zu sein, als Ausdruck nämlich für das lebenswichtige komplementäre Verhältnis zwischen dem Bewusstsein und dem Unbewussten.

{454} Es ist bedauerlich, dass nicht einmal der Begriff der Geschlechter-Komplementarität Gnade findet vor dem Tribunal der Feministinnen, sondern dass auch dieser Begriff noch des hinterlistigen Missbrauchs durch die Männer verdächtigt wird. Wie anders könnte Marielouise Janssen Jurreit sonst schreiben: »Die Harmonie der Geschlechterrollen, die Komplementarität des Weiblichen und des Männlichen, ist eine der stereotypen Vorstellungen, die im Dienste der Suprematie des Mannes stehen.« (Anm. 40) Dieser Satz, der im Zusammenhang einer Diskussion der biologisch-sexuellen Geschlechterrollen steht, ist eine der wenigen Stellen des glänzenden Buches, denen ich nicht zu folgen vermag. Nicht um die Suprematie des Mannes zu festigen, sondern um das Los von Frauen und Männern menschlicher zu machen, sollten sie Komplementarität zwischen sich anstreben.

{455} Inzwischen liegt die Frage nahe, wie denn die Praxis auszusehen habe, wenn die hier vorgetragene Theorie zutreffend sei. Ich meine natürlich nicht, dass es darauf ankommt, Jungsche Begriffe wie Archetypen, kollektives Unbewusstes, Anima, Animus und so weiter als Wörter zu übernehmen. Auf die Vokabeln kommt es nicht an, wohl aber darauf, die Feminismus-Diskussion um die Dimension des urbildlichen (= archetypischen), symbolischen Hintergrundes zu erweitern. Es geht um viel mehr als um gesellschaftliche Umwälzungen, nämlich um ein neues Bewusstsein, das sich nur bilden kann, wenn neue Symbole entstehen und wahrgenommen werden. Dass es sich dabei nicht um erdachte allegorische Spiele handeln kann, habe ich schon gesagt. Aber uns allen sind, neben den Symbolen der Kunst, die Symbole unserer Träume zugänglich, und beiden sollten wir die sorgfältigste Beachtung schenken, wenn wir über die Beziehungen und Umwandlungen zwischen dem männlichen und weiblichen Prinzip in unserer Gesellschaft und in uns selbst mehr erfahren möchten, als wir mit unserem Bewusstsein und unserem Willen herbeiführen können.

{456} Im Umgang mit Symbolen sind wir allerdings wenig geübt und sollten uns, um ihn zu erlernen, die besten Schulen suchen. Es wird nicht verwundern, dass ich die Schule C. G. Jungs (in der von Anfang an Frauen als Therapeutinnen und als Autorinnen eine hervorragende Rolle gespielt haben!) für die beste halte, und ich bin überzeugt, dass die Lektüre Jungscher Werke jedem, der zur Entwicklung unseres Bewusstseins beitragen will, von größtem Nutzen ist. Allerdings muss hinzugefügt werden, dass erst durch eine Analyse zu vollem Leben gelangt, was die Lektüre tiefenpsychologischer Bücher nur vorbereiten kann. Die geradezu magische Berührungsangst mancher Feministinnen gegenüber der Tiefenpsychologie scheint mir unberechtigt; ich glaube im Gegenteil, dass die Tiefenpsychologie zu einem unerlässlichen Bestandteil der Frauenbewegung werden sollte.

{457} Das alles heißt aber nicht, dass ich in der Tiefenpsychologie eine oder gar die Heilslehre sehen würde. Ich meine nur zu wissen, dass die von der Jungschen Psychologie vermittelte Erfahrung des Zugangs zum Unbewussten Wege verkürzen kann, die von der seelischen Entwicklung ohnehin beschrritten werden. Denn weder die Auffassung der Welt (oder besser: unseres Bildes von ihr) als einer Einheit, die sich auf zwei komplementären Prinzipien erbaut, noch die Überzeugung, dass beide Geschlechter an beiden Prinzipien Anteil haben, sind ja Erfindungen von C. G. Jung; sie entstammen vielmehr einer sehr alten Einsicht der Menschheit, die sich überall auf der Erde immer wieder durchsetzt: anders wären sie nicht archetypisch.

{458} Wenn Männer aufhören, sich für nur männlich zu halten, und Frauen beginnen, die angeblich männlichen Qualitäten in sich selbst gelten zu lassen, und wenn der Eros als das die Gegensätze vereinigende Dritte hinzutritt, dann kann auch jenseits aller psychologischen Reflexion jene Entdeckung gemacht werden, die Friedrich Schlegel vor fast zweihundert Jahren in seinem Roman »Lucinde« mit Witz und Tiefsinn beschrieb, als er den Mann zu seiner Geliebten sagen ließ: »Wie könnte uns die Entfernung entfernen, da uns die Gegenwart selbst gleichsam zu gegenwärtig ist. Wir müssen ihre verzehrende Glut in Scherzen lindern und kühlen, und so ist uns die witzigste unter den Gestalten und Situationen der Freude auch die schönste. Eine unter allen ist die witzigste und die schönste: wenn wir die Rollen vertauschen und mit kindischer Lust wetteifern, wer den anderen täuschender nachäffen kann, ob dir da die schonende Heftigkeit des Mannes besser gelingt, oder mir die anziehende Hingebung des Weibes. Aber weißt du wohl, dass dieses süße Spiel für mich noch ganz andre Reize hat als seine eigenen? Es ist auch nicht bloß die Wollust der Ermattung oder das Vorgefühl der Rache. Ich sehe hier eine wunderbare sinnreich bedeutende Allegorie auf die Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit. Es liegt viel darin, und was darin liegt steht gewiss nicht so schnell auf wie ich, wenn ich dir unterliege.« (Anm. 41)

{459} Ich muss dieses Buch beenden, weil ich bemerke, dass es nie »fertig« werden wird. Sein Thema war die Suche nach einer möglichen »Vollendung des Männlichen und Weiblichen zur vollen ganzen Menschheit«, und wenn ich dessen »verzehrende Glut« nur gelegentlich »in Scherzen kühlen und lindern« konnte, sodass noch manches Pathos übrig geblieben ist, so will ich das nicht bereuen: Es ist die Anima, die das Pathos liebt, und ich bin ihr dankbar für jeglichen Beitrag, durch den sie meinen männlichen Versuch animiert hat.

Anmerkungen

1 Sind Frauen so?

1 Scheu, Ursula: Wir werden nicht als Mädchen geboren - wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1977, S. 113

2 a.a.O., S. 126

3 Allemann-Tschopp, Annemarie: Geschlechtsrollen. Versuch einer interdisziplinären Synthese. Verlag Hans Huber, Bern 1979; Janssen-Jurreit, Marielouise: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1979; Kloehn, Ekkehard: Typisch weiblich? Typisch männlich? Geschlechterkrieg oder neues Verständnis von Mann und Frau. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1982; Zimmer, Dieter E.: Unsre erste Natur. Die biologischen Ursprünge menschlichen Verhaltens. Ullstein Sachbuch, Frankfurt am Main 1982

4 Rilke, Rainer Maria: Erste Strophe des Gedichtes »Gegen-Strophen«. Sämtliche Werke, Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1963, Bd. II, S. 136

5 Benn, Gottfried: »Menschen getroffen«, Gesammelte Werke in acht Bänden, Limes Verlag, Wiesbaden 1960, Bd. I, S. 321

II: So sind Männer!

1 Für eine Fülle von Beispielen verweise ich auf das Buch »Sexismus« von Marielouise Janssen Jurreit (siehe Anmerkung I,3)

2 Möbius, Paul Julius: Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes. C. Marhold, Halle 1901

3 Wolf, Christa: Der Schatten eines Traumes. Karoline von Günderode - ein Entwurf. Buchclub Ex Libris, Zürich 1982, S. 168

4 vgl. Allemann-Tschopp, Anmerkung 1,3, S. 60

5 vgl. Kloehn, E. und Zimmer, D. E., Anmerkung I,3; oder: Knussmann, Rainer: Der Mann. Ein Fehlgriff der Natur, Hamburg 1982

6 Pross, Helge: Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau. Rowohlt Verlag, Hamburg 1978

7 Was Philosophen über Frauen denken. Zusammengefasst und erläutert von Annegret Stopczyk. Matthes & Seitz Verlag, München 1980

8 a.a.O., S. 154

III: Weiblich und Männlich

1 Neumann, Erich: Das Kind. Struktur und Dynamik der werdenden Persönlichkeit. Rhein-Verlag, Zürich 1963

2 vgl. Jacoby Mario: Sehnsucht nach dem Paradies. Tiefenpsychologische Umkreisung eines Urbilds. Verlag Adolf Bonz, Fellbach 1980

3 Eliade, Mircea: Geschichte der religiösen Ideen. Verlag Herder, Freiburg 1979, Bd. II, S. 24; vgl. auch: Granet, Marcel: Das chinesische Denken. Inhalt, Form, Charakter. Piper Verlag, München 1963, S. 86ff., bes. S. 105

4 Otto, Walter F: Die Götter Griechenlands. Das Bild des Göttlichen im Spiegel des griechischen Geistes. Schulte-Bulmke Verlag, Frankfurt am Main 19615, S. 56

5 vgl. Neumann, Erich: Leonardo da Vinci und der Mutterarchetyp, in: Kunst und schöpferisches Unbewusstes. Rascher Verlag, Zürich 1954, S. 3 ff.; - ders.: Die Bedeutung des Erdarchetyps für die Neuzeit, in: Eranos-Jahrbuch 1953, Bd. XXII. Rhein-Verlag, Zürich 1954, S. 11 ff.

6 vgl. Neumann, Erich: Die Große Mutter. Der Archetyp des Großen Weiblichen. Rhein-Verlag, Zürich 1956

- 7 vgl. Neumann, Erich: Über den Mond und das matriachale Bewusstsein, in: Zur Psychologie des Weiblichen. Rascher Verlag, Zürich 1953, S. 67 ff.
- 8 Neumann, Erich: a.a.O., S. 85 sowie: ders.: Das Kind. Anmerkung III, 1, S. 107
- 9 vgl. etwa Jung, C. G.: Aion. Untersuchungen zur Symbolgeschichte. Rascher Verlag, Zürich 1951, S. 35 f.
- 10 Jung, C. G.: Aion, a.a.O., S. 27 ff., bes. S. 41 sowie G. W Bd. VII, S. 207 ff.

IV: Sexualität und Eros

- 1 Barz, Helmut: Selbst-Erfahrung. Tiefenpsychologie und christlicher Glaube. Kreuz Verlag, Stuttgart 1973, S. 100
- 2 de Beauvoir, Simone: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1968
- 3 Millet, Kate: Sexus und Herrschaft. Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1974
- 4 Schwarzer, Alice: Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen. Frauen über sich - Beginn einer Befreiung. Erweiterte und aktualisierte Ausgabe, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1981, S. 179
- 5 de Beauvoir, Simone: a.a.O., S. 43
- 6 Kloehn, Ekkehard: Typisch weiblich? Typisch männlich? Anmerkung I,3, S. 181
- 7 Masters, William H. und Virginia E. Johnson: Die sexuelle Reaktion. Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 1970
- 8 Barz, Helmut: Selbst-Erfahrung, a.a.O., S. 102
- 9 Runge, Philipp Otto: Schriften, Fragmente, Briefe. Friedrich Vorwerk Verlag, Berlin 1938, S. 269 f.
- 10 a.a.O., S. 275
- 11 Hoffmann, E. T A.: Fantasie- und Nachtstücke. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1971, S. 355
- 12 a.a.O., S. 356 f.
- 13 a.a.O., S. 357
- 14 Nietzsche, Friedrich: in: »Also sprach Zarathustra«. Werke in 3 Bänden, Carl Hanser Verlag, München 1966, Bd. 11, S. 473
- 15 Rilke, Rainer Maria: Briefe, 2. Band. Insel-Verlag, Wiesbaden 1950, S. 349 f.
- 16 ders.: Sieben Gedichte; in: Sämtliche Werke, 2. Band. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1963, S. 435 ff.
- 17 ders.: Briefe, 2. Band, a.a.O., S. 287
- 18 ders.: Sämtliche Werke, 1. Band. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 1955, S. 743
- 19 ders.: ebd., S. 692
- 20 ders.: Sämtliche Werke, 2. Band, a.a.O., S. 84
- 21 Kaschnitz, Marie Luise: Ueberallnie. Ausgewählte Gedichte 1928 bis 1965. Claasen Verlag, Hamburg 1965, S. 227
- 22 Firestone, Shulamith: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1975, S. 191

V: Mutter und Kind

- 1 Firestone, Shulamith: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1975
- 2 a.a.O., S. 191
- 3 a.a.O., S. 184
- 4 a.a.O., S. 220
- 5 Moeller-Gambaroff, Marina: Emanzipation macht Angst, in: Kursbuch 47, Frauen. Kursbuch Verlag, Berlin 1977, S. 21

- 6 Firestone, Shulamith: a.a.O., S. 185 f.
- 7 Hemminger, Hansjörg: Kindheit als Schicksal? Die Frage nach den Langzeitfolgen frühkindlicher seelischer Verletzungen. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1982, S. 228
- 8 vgl. Eibl-Eibesfeldt, Irenäus: Grundriss der vergleichenden Verhaltensforschung. Piper Verlag, München 1972
- 9 vgl. Portmann, Adolf: Zoologie und das neue Bild vom Menschen. Biologische Fragmente zu einer Lehre vom Menschen. rde 20, Rowohlt, Hamburg 1958, bes. S. 49 ff.
- 10 Neumann, Erich: Die Große Mutter. Anmerkung III,6
- 11 Miller, Alice: Das Drama des begabten Kindes. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1979
- 12 Hemminger, Hansjörg: a.a.O., S. 193
- 13 a.a.O., S. 194

VI: Töchter, Söhne, Mütter, Väter

- 1 Neumann, Erich: Über den Mond und das matriachale Bewusstsein, siehe Anmerkung III,7
- 2 Busch, Wilhelm: Die Liebe war nicht geringe, in: Gedichte und Prosa. Manesse Verlag, Zürich 1979, S. 32
- 3 zum Begriff »Gottesbild« vgl.: Schellenbaum, Peter: Stichwort: Gottesbild. Kreuz Verlag, Stuttgart 1981
- 4 in: Schultz, Hans Jürgen (Hrsg.): Vatersein. Kreuz Verlag, Stuttgart 1982, S. 100 ff.

VII: Feminismus und Jungsche Psychologie

- 1 Daly, Mary: Jenseits von Gottvater Sohn & Co. Aufbruch zu einer Philosophie der Frauenbefreiung. Verlag Frauenoffensive, München 1980, S. 108
- 2 Halkes, Catharina J. M.: Gott hat nicht nur starke Söhne. Grundzüge einer feministischen Theologie. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1980, S. 108
- 3 Baker Miller, Jean: Die Stärke weiblicher Schwäche. Zu einem neuen Verständnis der Frau. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1979, S. 118
- 4 Schreier, Josefine: Göttinnen. Ihr Einfluss von der Urzeit bis zur Gegenwart. Verlag Frauenoffensive, München 1977, S. 76
- 5 Göttner-Abendroth, Heide: Die Göttin und ihr Heros. Die matriarchalen Religionen in Mythos, Märchen und Dichtung. Verlag Frauenoffensive, München 1980, S. 8
- 6 Neumann, Erich: Ursprungsgeschichte des Bewusstseins. Rascher Verlag, Zürich 1949; ders.: Die Große Mutter, siehe Anmerkung III, 6
- 7 Göttner-Abendroth, Heide: a.a.O., S. 7
- 8 a.a.O., S. 118
- 9 a.a.O., S. 16
- 10 vgl.: Göttner-Abendroth, Heide: Die tanzende Göttin. Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik. Verlag Frauenoffensive, München 1982, S. 209 ff., bes. S. 222 ff.
- 11 zitiert nach: Daly, Mary: a.a.O., S. 111 f.
- 12 Firestone, Shulamith: Frauenbefreiung und sexuelle Revolution, siehe Anmerkung IV,15, S. 120
- 13 a.a.O., S. 128
- 14 Baker Miller Jean: Die Stärke weiblicher Schwäche, a.a.O.
- 15 a.a.O., S. 75
- 16 a.a.O
- 17 Schwarzer, Alice: Der »kleine Unterschied« und seine großen Folgen, siehe Anmerkung IV,4, S. 190
- 18 Göttner-Abendroth, Heide: siehe Anmerkung VII,5 und 10
- 19 Göttner-Abendroth, Heide: Die tanzende Göttin, a.a.O., S. 237 dieselbe: Die Göttin und ihr Heros, a.a.O., S. 8
- 20 Moeller-Gambaroff, Marina: Emanzipation macht Angst, siehe Anmerkung V,5, S. 20
- 21 Göttner-Abendroth, Heide: Die Göttin und ihr Heros, a.a.O., S. 8

22 vgl. Gebser, Jean: Ursprung und Gegenwart. Die Fundamente der aperspektivischen Welt. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1973 (Nr. 894-896) - Gebser spricht vom »aperspektivischen (arationalintegralen) Bewusstsein«, Bd. I, S. 19

22a) *Für Lesende, die an Jungscher Sekundärliteratur interessiert sind, hier ein Exkurs. Die faszinierenden Gedanken, die James Hillmann unter dem Titel »Anima« englisch in »Spring« (1973/74) und deutsch in »Gorgo« (Heft 5/6, 1981) vorgetragen hat, scheinen mir bereits ein »integrales Bewusstsein« vorauszusetzen. In der Anima sieht Hillmann den »Archetypus der Seele«, während er den Animus in die Nähe des »Ich«Begriffes rückt, wodurch die beiden Archetypen ihre Geschlechts-Spezifität verlieren. Dass ein Archetypus per Definitionem ein kollektives Strukturelement ist, das infolgedessen nicht auf ein Geschlecht beschränkt sein sollte, ist ein Gedanke, der C. G. Jung kaum entgangen sein kann. Dass er dennoch die Geschlechts-Spezifität zweier Archetypen (der Anima und des Animus) angenommen hat, muss daran liegen, dass er den Unterschied zwischen männlichem und weiblichem Prinzip und die daraus resultierende Verschiedenheit zwischen Männern und Frauen für so fundamental hielt, dass er eine Auswirkung dieser Polarität bis ins kollektive Unbewusste hinein für gegeben ansah. Dennoch halte ich für möglich, dass ein - mir noch nicht zugängliches - integrales Bewusstsein Anima und Animus neu erfahren und beide Archetypen bei beiden Geschlechtern wahrnehmen kann. James Hillmann ist den meisten von uns da offensichtlich weit voraus.

23 Kirsch, Sarah; Morgner, Irma; Wolf, Christa: Geschlechtertausch. Drei Geschichten über die Umwandlung der Verhältnisse. Sammlung Luchterhand 315. Luchterhand Verlag, Darmstadt 1980

24 Halkes, Catharina J. M.: Gott hat nicht nur starke Söhne, siehe Anmerkung VII,2; Moltmann-Wendel, Elisabeth: Ein eigener Mensch werden. Frauen um Jesus. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1982; Wolff, Hanna: Jesus der Mann. Die Gestalt Jesu in tiefenpsychologischer Sicht. Radius-Verlag, Stuttgart 1975

25 Wolff, Hanna: a.a.O., S. 174

26 Daly, Mary: vgl. Anmerkung VII,1

27 a.a.O., S. 88 ff.

28 a.a.O., S. 92

29 a.a.O., S. 115 f.

30 vgl. Anmerkung VII,24

31 vgl. z. B. den von Hans Jürgen Schultz herausgegebenen Sammelband: Frauen. Portraits aus zwei Jahrhunderten. Kreuz Verlag, Stuttgart 1981

32 Stefan, Verena: Häutungen. Verlag Frauenoffensive, München 1975

33 Gerhardt, Marlis: Wohin geht Nora? Auf der Suche nach der verlorenen Frau, in: Kursbuch 47, s. Anmerkung V,5, S. 82

34 vgl. z.B. Krattiger, Ursula: Die perlmutterne Mönchin. Reise in eine weibliche Spiritualität. Kreuz Verlag, Zürich 1983

35 Göttner-Abendroth, Heide: Die tanzende Göttin, s. Anmerkung VII,10, S. 15 ff.

36 Pietropinto, Anthony; Simenauer, Jacqueline: Abschied vom Mythos Mann. Report über das männliche Sexualverhalten. Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main 1978

37 Neumann, Erich: Die Angst vor dem Weiblichen. In dem Sammelband: Die Angst. Rascher Verlag, Zürich 1959, S. 67 ff.

38 Jung, C. G.: Zur Psychologie der Übertragung, in: G. W Bd. XVI, S. 173 ff., bes. S. 234 ff.

39 Novalis; Briefe und Werke. Verlag Lambert Schneider, Berlin 1943, Bd. II, S. 339

40 Janssen-Jurreit, Marielouise: Sexismus. Anmerkung 1,3, S. 424

41 Schlegel, Friedrich von: Lucinde. Ein Roman. Verlag Hans Bühler Junior, Baden-Baden 1947, S. 20 f.